

Sabine Reins

STEFAN ZWEIG,
FRÄULEIN REH
UND DIE
FLÜSSIGE
MODERNE

secolo Verlag

Sabine Reins

STEFAN ZWEIG,
FRÄULEIN REH
UND DIE
FLÜSSIGE
MODERNE

secolo Verlag

	Seite
1 Leiden schafft Schönheit	11
2 Liebhaber oder Seh-Mann?	25
3 Ein anderer Kosmos: Fräulein Reh	43
4 Der schwache Held	57
5 Von Hitze, Kraft und Güte	71
6 Zwischen den Modernen	87
7 Der Mahlstrom	105
8 Die Welle, die uns trägt	119

Sabine Reins, in Düsseldorf geboren. Journalistin und Autorin. Magistra Artium (M.A.) in Germanistik, Publizistik und Italienisch an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Nach dem Studium lange Jahre Redakteurin bei der Neuen Osnabrücker Zeitung (NOZ) im Stadtfeuilleton.

Heute kreiert und formuliert sie Kommunikationskonzepte. Mitglied der Mörderischen Schwestern – einer internationalen Autorenvereinigung. Herausgeberin einer Kurzgeschichten-Anthologie zur Hommage an Erich Maria Remarque (Mondäne Morde zwischen Monza und Monaco, 2012) und Autorin von kriminellen Kurzgeschichten.

Was geschieht, wenn ein junger Mensch in der modernen Beziehungslosigkeit und medialen Informationsflut den Halt verliert? Bisher geltende Ideale scheinen unwiederbringlich verloren, nur der verzweifelte Rückgriff auf das Frühwerk Stefan Zweigs, »Tersites« und »Silberne Saiten«, verspricht dem suchenden Jakob Rother Rettung. Hilft dabei die Idee, dass die großen Schmerzlichkeiten eine Seele verfeinern? Ist dies heute überhaupt noch von Bedeutung?

Der Roman handelt von der Orientierungslosigkeit des modernen Menschen. Der 29-jährige Protagonist lebt im Berlin der heutigen Zeit, die als bedingungslos modern empfunden wird, zumal sie alles, was bis dahin als verbindlich galt, für ungültig erklärt. Es geht um die Suche nach dem Beständigen im Flüchtigen. In der Liaison von Leidenschaft mit Leiden spiegelt das Frühwerk Stefan Zweigs in Drama und Lyrik in verblüffender Weise die Disposition der jungen Generation. Dabei bietet es völlig neue Denkanstöße und Maximen. Das »nervöse« Lebensgefühl ist – nicht nur in seiner Trendhörigkeit und Verherrlichung der pfeilschnellen Medien – demjenigen der Wiener Moderne letztlich sehr ähnlich.



Es ist nichts wie zuvor. Dabei hat sich fast nichts geändert. Jakob überkommen eine nie gekannte Übelkeit und ein Schwindel. Es ist ein Gefühl des Ekels, des Ekels vor etwas, das nicht entsorgt werden kann. Etwas, das immer da ist – unablässig, unausweichlich und unbezwingbar. Jakob setzt sich auf, sitzt mit tief hängendem Kopf auf der Bettkante und wartet machtlos auf das Ende. Oder eher das Abklingen der Magenkrämpfe. Dann taumelt er ins Bad. Sein Magen grollt, die Krämpfe werden unerträglich, ebbten ab. Schweiß rinnt in kalten Strömen. Der Atem geht stoßweise, dann stockt er, wird zum heiseren Keuchen. Blutleere Fahlheit starrt ihm aus dem Spiegel entgegen. »Ja«, denkt Jakob, abgestoßen von sich selbst. Übergibt sich in die Kloschüssel, spült. Sobald er wieder einigermaßen Herr seiner Sinne ist, geht er wie an Fäden gezogen zum Schreibtisch in seinem Wohnzimmer, klappt seinen Laptop auf, schaltet ihn ein – und beginnt damit, systematisch zu löschen.

E-Mail-Account 1, E-Mail-Account 2, Browserhistory, Facebook-Profil, Twitter-Account, Instagram-Account, Xing-Profil, Messenger, Temp-Dateien, Verzeichnisse, Anwendungen, Updates, Skype, Blogs, Texte, Entwürfe – tabula rasa.

Und schließlich: >Format< + C. Festplatte formatiert. Alles gelöscht. Alles.

Der Bildschirm schimmert blau, und dieses Blau löst Jakob aus seinen letzten verbliebenen Verkrampfungen. Es geht ihm nicht unbedingt besser. Er fühlt sich allerdings wie jemand, der die Kanüle einer giftigen Infusion aus seiner Armbeuge entfernt hat.

Ein vages Gefühl keimt in ihm auf, endlich beginnen zu können. Arbeiten zu können darüber, wie die großen Schmerzlichkeiten eine Seele verfeinern, während das Glück sie verhärtet. Endlich zu schreiben, wirklich zu schreiben. Ein Drama soll es sein, muss es sein. Ein Drama über das Schicksal, die Hässlichkeit, die Boshaftigkeit.

Bücher über Bücher stehen in den Flurregalen seiner Wohnung. Bücher. Als Kind hat Jakob zu lesen begonnen, und zwar lange vor der Grundschule. Eifriges Vorlesen durch seine Großmutter hat einen erstaunlichen Effekt gehabt: Im Alter von fünf Jahren stellte seine Familie unvermittelt fest, dass der Junge lesen konnte. Nicht nur die reich bebilderten, kindgerechten Werke seiner Generation, nein, jeden beliebigen Text. Von diesem Tag an hat Jakob als eine Art Wunderkind gegolten, und hätten sich seine Eltern damals Gedanken über das Thema Hochbegabung gemacht, hätte er sicher eine Reihe von Tests durchlaufen und eine Reihe von Förderklassen. Mit Sicherheit. Und mit Erfolg.

Was ihm davon geblieben ist, hat er bislang nicht in Worte fassen können. Bislang. Und jetzt dieser Anfall. Diese Explosion. Dieser Furor. Plötzlich ist alles anders, denn er weiß, was er tun muss.

Lesen muss er. Lesen! Er muss einen Faden aufnehmen, ihn bis zu seinem Ursprung zurückverfolgen. Und dann: diesen Faden zu seinem ganz eigenen, tragfähigen Gewebe verknüpfen. Wo beginnt dieser Faden?

Schnell wirft sich Jakob wieder auf sein Bett. Einen Turm von Büchern hat er davor aufgebaut, wahllos mit instinktivem Griff zusammengerafft. Er fischt mit langem Arm »Stefan Zweig – Das Leben eines Ungeduldigen« von Donald A. Prater heraus. Willkürlich schlägt er es dort auf, wo der junge Autor Zweig darüber schreibt, was er in Norditalien ab 1905 erarbeitet hat:

Zweig

»Tersites ... So nahm ich auch damals nicht Achill als die heroische Figur, sondern den unscheinbarsten seiner Gegenspieler -TERSITES-, den leidenden Menschen statt jenes, der durch seine Kraft und Zielsicherheit den anderen Leiden schafft ...«¹

Das nächste Werk. Diesmal von Stefan Zweig selbst. Recht neues Cover. Die wievielte Auflage wohl?

Was Jakob jetzt tut, hat ihm bereits als Kind ein morbides und gerade deshalb faszinierendes Vergnügen bereitet: Mit angehaltenem Atem, die Augen geschlossen, lässt er die Seiten des Buches durch seine Finger gleiten. Von vorn nach hinten. Und zurück. Von vorn nach hinten. Und zurück. Bis der stechende Druck auf seiner Lunge unerträglich wird, bis er das Gefühl hat, das Bewusstsein zu verlieren. Die Seite, die in diesem Augenblick vor ihm liegt, soll es

sein – und keine andere. Gierig die Luft einsaugend und mit leicht verschwommenem Blick liest Jakob:

Zweig

»Das Gefühl des Provisorischen beherrschte mich bis zum Weltkrieg in geheimnisvoller Weise. Bei allem, was ich unternahm, betrachtete ich mich selbst, es sei doch nicht das Eigentliche, das Richtige.«²

Die Sätze stammen also auch von Stefan Zweig, genauer aus der »Welt von Gestern«, die Jakob durchblättert. Allein der Titel hätte ihn bis vor einer Stunde vom Lesen abgehalten, um nicht zu sagen abgestoßen. Zweig ist ihm allenfalls als Rudiment aus dem Deutschunterricht der gymnasialen Oberstufe im Gedächtnis geblieben. Der Deutschunterricht war Jakob verhasst, zumal sein Zugang zur Literatur im krassen Gegensatz zu didaktischen Normen und Lehrplänen stand. Alt. Verstaubt. Von gestern halt. Und nun dieser wie von unsichtbarer Hand geführte Griff zu ausgerechnet diesem Buch. Er durchforstet das Buch. Das wiederholte Aufschlagen einer beliebigen Seite und das Aufnehmen des Fadens in einer beliebigen Zeile. Diesmal hellwach und mit scharfem Blick.

Ein Déjà-vu ist es, diese Worte zu lesen. Das Provisorische, das unbestimmte Gefühl, dass etwas, nein: dass man selbst ganz und gar nicht an Ort und Stelle ist, hat Jakob vor einiger Zeit befallen. Ganz gewiss hat er sein bisheriges Leben genossen: Als Trendsetter und leidenschaftlicher Nerd hat er sich gesehen, stets umgeben von Gleichgesinnten, die auf nichts vehementer pochen als auf

ihre Individualität. Hier in Berlin, dem Ursprungs- und Anlaufpunkt alles bedingungslos Modernen, dieser Mischung aus Epizentrum und Schwarzem Loch, das alles Neue in sich aufnimmt, um es mit Grandezza wieder auszuspeien, fühlt er sich zu Hause und zugleich unterwegs. In einem ständigen Fluss, dem Strom einer flüssigen Moderne, die das Traditionelle allenfalls in einer Art Persiflage vereinnahmt. Die junge Männer mit Spencer, Samtjackets und Hornbrillen hervorgebracht hat, die allerdings im gleichen Augenblick für die Neuauflage der ursprünglichen Fanta-Flaschen nichts als Verachtung übrig haben. Männer wie Jakob verbrämen das Alte, um ihre Souveränität zu demonstrieren, um zu zeigen, dass sie darüber erhaben sind. Denn: Sie sind modern und werden dennoch nicht das Schicksal alles Modernen teilen, das gerade darin besteht, kurzfristig aus der Mode zu kommen. Sie sind die Moderne – und sie befinden sich unausgesetzt im Fluss. Liquid Modernity.

Und jetzt das! Stefan Zweig, geboren zum Ende des 19. Jahrhunderts und äußerlich ein arrivierter Vertreter des gutsituierten Establishments, fasst ein Gefühl in Worte, das sich in Jakob ausgebreitet hat wie ein Geschwür. Hätte er bis vor einiger Zeit sein Leben als enthusiastischen Taumel beschrieben, so ist aus diesem Taumel ein Taumeln geworden. Unsicherheit, Unbeholfenheit, Unbehagen.

Der wenig geliebte Deutschunterricht hat Jakob nicht davon abhalten können, Literatur zu studieren. Sicher hat bei dieser Entscheidung auch die Vorstellung eine Rolle gespielt, einst selbst Schriftsteller zu werden. Nur eben nicht so ein Schriftsteller wie

die, deren Werke seit einigen Jahren in großen Stapeln die Eingänge der Buchhandlungsketten flankieren. Ein erfolgreicher Kollege hat es vorgemacht, und aus seinem ursprünglichen Plot wird das öde Schema der unzähligen Epigonen: Der desillusionierte Ermittler mit zerrüttetem, wenn überhaupt vorhandenem Privatleben, der bei der Aufklärung eines Mordes vor eigentlich beschaulicher Kulisse auf »herrlich skurrile Charaktere« trifft, die sich zu einer »Mauer des Schweigens« vereinen, weil die gesamte Gemeinde »eine Leiche im Keller« hat. Zigmal gesehen. Nein, das ist keine Literatur. Anders sein, heißt die Devise. Hip. Outsider und Insider gleichermaßen. Am Puls der Zeit. Online. Einer unter Millionen – Millionen von Individualisten. Das ist das moderne Leben! Was ist das für ein Leben? Was ist das für ein Gefühl?

Jakob schreckt hoch, mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen. Er weiß es jetzt. »Unbehagen« ist das Wort, das ihn all die Jahre verfolgt hat. Nicht, dass es außerhalb seines Denkens gewesen wäre. Es ist der leicht angestaubte Charakter des Wortes, der es ihm bis zum heutigen Tag verboten hat, es auf sich, seine Person, seine Situation, seine Gefühlswelt, kurz: seine ganze Existenz zu beziehen. Er ist beim Lesen auch nicht über das Wort selbst gestolpert; es ist eine Passage gewesen, die das Gefühl des Unbehagens in seinen Augen perfekt umschreibt:

Zweig

»Wenn ich an meine Jahre zwischen achtzehn und dreißig zurückdenken will und mir vergegenwärtige, was ich damals tat, so scheint es mir, als ob ich diese

ganzen Jahre einzig in der Welt herumgereist, in Kaffeehäusern gesessen und mit Frauen herumgezogen wäre (...), dass mir die Literatur nicht das Leben, sondern nur eine Ausdrucksform des Lebens war. (...) Ich habe der Literatur nie etwas geopfert, sie war für mich nur (...) eine Steigerungsform der Existenz, eine Art, das Erlebte zu verdeutlichen und mir selbst zu verständlichen.«³

Jakob könnte sich wieder übergeben. Er beginnt zu begreifen: Das ist nicht sein Leben. Weder das moderne Leben noch irgendeines sonst. Was er zunächst nur unbestimmt gespürt hat, hat sich zum dauerhaften Unbehagen ausgewachsen – und was die ganze Sache noch schlimmer macht: Stefan Zweig, der als irrelevant abgetane Autor, fasst diese Situation einmal mehr in Worte.

Erneut eine willkürlich aufgeschlagene Seite, erneut eine ziellos anvisierte Passage – und erneut dieses Gefühl, ein stromführendes blankes Kabel berührt zu haben. Wie unter der Wirkung eines Elektroschocks springt Jakob aus dem Bett und stellt fest, dass sein Haar mittlerweile schweißverklebt ist. Er eilt ins Badezimmer, wo er den Kopf unter das eiskalte Wasser der Dusche hält. Nicht etwa, um sich zu erfrischen, sondern um das Gefühl des Schocks zu verlängern.

Tropfnass und keuchend hetzt er durch den Flur. Nun gilt es, die Energie, die er fließen spürt, zu kanalisieren. Recherche. Recherche! Wenn Jakob in den Jahren seines Studiums eines gelernt hat, dann ist es, schnell, unkompliziert und gleichzeitig unbestechlich und fundiert Zusammenhänge aufzudecken und mit Fakten zu untermauern.

Die bleischwere – und nebenbei gesagt: sauteure – Ausgabe von Kindlers neuem Literaturlexikon dient bereits seit längerer Zeit nur noch der Stabilisierung zweier Regale im Flur.

Zurück zu den Wurzeln: Das topaktuelle IT-Setup ist unwiederbringlich hin, also muss jetzt ein angestaubter Rechner mit monströsem Monitor und Modem reichen, der über Jahre sein Reliktdasein im Wandschrank gefristet hat. Das Internet ist schneller, umfassender und – bei fachkundiger Handhabung – ergiebiger als jede Bibliothek. Stefan Zweig. Lebensdaten, Werkverzeichnisse, Rezensionen, Dokumentationen, Forschungsbeiträge und Trivialisierungen werden gesichtet, ohne auch nur eine Sekunde den wohlstrukturierten Überblick zu verlieren. Merke: Wer mehr als vier Bildschirmfenster gleichzeitig geöffnet hat, ist ein Amateur!

Jakob nimmt den größten denkbaren Gegensatz aufs Korn, den das Gedächtnis mit Stefan Zweig, dem Grandseigneur, Lyriker, Dramatiker und Ästhetizisten verbindet, und das wäre: »Stefan Zweig – Moderne«. Es war die Wiener Moderne, um genau zu sein. Mit ein wenig Cleverness ist auch der Zugriff auf Volltextversionen kein Problem. Und was findet sich nach sorgfältigem Sieben? Eine Magisterarbeit aus dem Jahr 1985 mit dem Titel »Im Strudel der Moderne – Stefan Zweigs frühe Werke«, verfasst von Bettina Rassmann.

Das Surren eines alten Modems hat einen älteren und grobschlächtigeren Bruder, nämlich das Rattern eines Nadeldruckers. Es dauert eine gefühlte Ewigkeit, bis die Magisterarbeit als Volltext

ausgedruckt ist. Wer schert sich schon um Zeit? Mit dem eilig zerpfückten Endlospapier zurück ins Bett. Weiterlesen!

Es gibt Personen, die man sich nur äußerst schwer als junge Menschen vorstellen kann. Neben den eigenen Großeltern gehört Willie Nelson dazu, ebenso wie Astrid Lindgren. Menschen, die immer alt gewesen zu sein scheinen, und bislang hat für Jakob auch Stefan Zweig zu diesem Kreis gezählt. Dagegen auf diesen Seiten: Zweig als junger Mann, der in einer als modern empfundenen und deklarierten Ära seinen Weg und seine Stimme zu finden versucht. So etwas kennt man heute sicherlich auch. Nur – was leitet diesen jungen Mann? Woran orientiert er sich? Die Forschungsarbeit gibt Auskunft:

»Im Brennpunkt aller gemachten Erfahrungen gilt für Zweig, dass die Menschen im Menschlichen – im Gefühl – alle gleich seien. Trotz der eventuell oberflächlich verschiedenartigen Ausprägungen des Gefühls – was wiederum durch Erziehung, Religion, Kultur bedingt sei – sei das Verborgene, die Tiefe im Menschen gleich strukturiert. Nämlich durch Liebe und Hass, Sehnsucht und Erfüllung, Lust und Schmerz. Wichtiger als ein äußeres Zeichensetzen solcher Gefühle sei die Tatsache, dass diese Gefühle als Tribut seines Menschseins in jedem Einzelnen verankert seien.«⁴

Neben Leidenschaft treten hier also »Lust und Schmerz« hinzu, Liebe, Hass, Sehnsucht, Erfüllung. Gegensätze, wohin man blickt, und eben sie sollen das Bindeglied zwischen allen, wohlverstanden: allen Menschen sein? Klingt das nicht ein wenig naiv, ein bisschen

simpel, zu simpel für einen modernen Menschen? Der hochgebildete Stefan Zweig muss jedoch davon überzeugt gewesen sein:

»Im Fokus seiner nun folgenden literarischen Werke soll von nun an immer der schwächere und leidende Mensch stehen. Das Leid, welches wohl einer tiefgründigen Anspannung und Gefühlswelt entspringt, eher als jene heitere und strahlende Daseinsform, bietet Zweig eine genügend große Bandbreite, um das Menschliche, das Leiden(-schaftliche) im Menschen – tiefenpsychologisch durchtränkt – zu analysieren. Zweig verbindet Leidenschaft mit Leiden, dementsprechend müssen bei einem solchen leidenden Menschen die Nuancen der Gefühle größer sein als bei einem tätigen.«⁵

Tiefgründige Anspannung ... tiefenpsychologisch durchtränkt analysieren ... der schwächere und leidende Mensch ... die strahlende Daseinsform ... Freud und Nietzsche reichen sich hier offenkundig die Hände. Im Werk eines Autors, der Jakob bislang als Schöngest und Bonvivant bekannt und, ja, auch verschrien gewesen ist? Jakob spürt die für ihn charakteristische innere Kälte, die sich stets einstellt, wenn ein Entschluss gefasst ist. Es gilt, einen Weg einzuschlagen. Einen neuen Weg.

Jakob steht auf, reckt sich und atmet dabei tief durch die Nase ein, bevor er mit zur Decke gerichtetem Blick sagt: »Fassen wir zusammen.« Er geht zum Wandschrank und entnimmt ihm eine Spraydose, die er vor Jahren gekauft hat, als er mit der Taggerszene liebäugelte. Nun, im Grunde hat er damals mit einer 19-jährigen Sprayerin geliebäugelt, weniger mit ihrer in seinen Augen allzu häufig zur reinen Schmiererei degenerierten Kunstform. Die

Sprayerin – wie hieß sie gleich wieder? – ist längst aus seinem Leben verschwunden, die Dose hingegen ist noch da, und sie tut ihm gute Dienste. Jakob öffnet seine Wohnungstür, schüttelt dabei kräftig die Sprühdose und malt dann in einer durchaus als pedantisch zu bezeichnenden Schrift ein Wort auf die Außenseite der Tür:

Mensch

Er betritt sein Wohnzimmer, das zugleich als Arbeitszimmer fungiert, und setzt die rechte Hand, mit dem Zeigefinger am Sprühkopf der Dose, an der linken Seitenwand an. In den folgenden Minuten entsteht ein Wort, das sich von der linken Seite über das zur Straßeweisende Fenster und diverse Regale und Bilder hinweg bis zur rechten Seite des Türrahmens zieht. Der Raum, in dem Jakob lebt und arbeitet, hat jetzt eine Überschrift. Sie lautet:

Provisorium

Es fehlt noch etwas, das weiß Jakob sehr genau. Aber ebenso genau weiß er, wo er es findet. Sein Weg führt ihn zurück zum Schreibtisch, wo der Monitor eine letzte verbliebene Seite anzeigt: eine Textdatei, in die mittels Copy and Paste eine Passage aus der Forschungsliteratur eingefügt und notdürftig ergänzt worden ist:

Zweig

»[Ich] will die Idee zum Ausdruck bringen, wie die großen Schmerzlichkeiten eine Seele verfeinern, während das Glück sie verhärtet. (...) So ist dieses dunkle und abschreckende Leben eigentlich das Wertvollste. Dramatisch ist die Sache, soviel ich empfinde, ungemein gelungen, sie ist zweifellos das Schönste, was ich bisher geschrieben habe.«⁶

Jakob schließt das Dokument. Unnötig, es zu speichern. Die Worte haben sich in seinem Kopf eingebrannt.

Er steht auf, läuft ins Bad, putzt sich die Zähne. Zurück in seinem Zimmer kleidet er sich an und greift im Flur nach seiner Jacke. Bevor er sie überstreift, setzt er ein letztes Mal die Spraydose an. Er bemerkt, dass er allmählich zu keuchen beginnt, und leichte Schweißperlen kribbeln unter seiner Nase. Von nun an findet sich auf der Innenseite seiner Wohnungstür das Wort, das ihn künftig beim Verlassen seiner vier Wände auf das vorbereiten wird, was ihn draußen erwartet:

Schönheit

Jakob wirft die Sprühdose bewusst nachlässig hinter sich und zieht seine Jacke an. Die Magisterarbeit und die »Welt von Gestern« wandern in den Rucksack. Er verlässt seine Wohnung, steigt die Treppen zum Haupteingang hinunter und tritt auf die Straße. Jetzt und hier.

- 1 Prater, Donald A.: »Stefan Zweig – Das Leben eines Ungeduldigen«. München; Wien: Hauser, 1982. S. 60.
- 2 Zweig, Stefan: »Die Welt von Gestern«. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1970. S. 52 f [zuerst: Stockholm: Bermann-Fischer Verlag, 1944]
- 3 Ebd. S. 53 f
- 4 Rassmann, Bettina: »Im Strudel der Moderne – Stefan Zweigs frühe Werke«. S. 21. Titel und Autorin dieser Magisterarbeit sind fiktiv.*
- 5 Ebd. S. 23
- 6 Prater, Donald A.: »Stefan Zweig: Das Leben eines Ungeduldigen.« Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch-Verlag, 1984. S. 60

*Anmerkung: Der mehrfach zitierten fiktiven Magisterarbeit mit dem Titel »Im Strudel der Moderne« liegt der ausführliche Forschungsbeitrag von Sabine Stratmann mit dem Titel »Stefan Zweig und die Wiener Moderne« zugrunde, der 1985 zur Erlangung des Magistergrades an der Philosophischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster vorgelegt wurde.

2

Jakob Rother weiß nicht recht, wie er sich fühlt. Ist er konsterniert? Desillusioniert? Orientierungslos? Nein, das alles ist es nicht. Er geht ein wenig zügiger als sonst die Straße entlang, die er schon Hunderte Male zuvor benutzt hat und deshalb in- und auswendig kennt. Oder kennt er sie doch nicht? Sie kommt ihm fremd vor. Nicht feindselig oder bedrohlich. Fremd ist es.

So fremd wie das spießige und muffige Bürgerbewusstsein, das keine Altersgrenzen kennt. Auch und gerade Jugendliche leben nur im Hier und Jetzt, aber sie leben nicht eigentlich. Im Gegenteil: Sie dämmern vor sich hin, vertieft in Smartphone-Apps und Klingeltöne. Sie zeigen keinerlei Ambition, an ihrem Zustand irgendetwas zu ändern, und das ist mindestens so schlimm wie das knöcherne Sicherheits- und Traditionsgetue ihrer Eltern und Großeltern. Sie sind sedierte und bemerken es nicht einmal mehr. Jahrelang hat sich Jakob all dies vom Leib gehalten. Anders hat er sein wollen, und anders ist er gewesen. Und nun? Wer ist nun der Fremde?

Jakob setzt sich auf eine niedrige Mauer und beginnt, erneut in der »Welt von Gestern« zu lesen. Da ist es: Stefan Zweig hat dieses Dilemma beschrieben. Er spricht vom Verhältnis der Jugend zur Welt, nämlich einer

Zweig

»Welt vor uns oder über uns, die alle ihre Gedanken auf den Fetisch der Sicherheit einstellte, oder vielmehr: Sie hatte ein ständiges Misstrauen gegen sie. Eitel, auf ihren systematischen ›Fortschritt‹, auf ihre Ordnung bedacht, proklamierte die bürgerliche Gesellschaft Mäßigkeit und Gemächlichkeit in all ihren Lebensformen als die einzig wirksame Tugend des Menschen; jede Eile, uns vorwärts zu führen, sollte vermieden werden.«⁷

Dieses Gefühl der Stagnation, die Verdammung des Fortschritts, was für einen Menschenschlag bringen sie hervor? Jakob erinnert sich, zu exakt dieser Frage etwas in der ausgedruckten Magisterarbeit gelesen zu haben. Er registriert beiläufig, dass sich die kleine Mauer schrittweise in einen improvisierten Schreibtisch verwandelt hat. Egal.

Ist diese Zeit denn so langweilig? Oder ist sie derart aufregend, dass der Mensch über kurz oder lang schlichtweg resignieren muss? Gewiss, die mediale Reizüberflutung hält nur derjenige dauerhaft aus, der zu selektieren versteht oder sie für sich zu nutzen weiß. Dazu sind beileibe nicht viele imstande. Die Aufmerksamkeit reicht so eben noch zu einer Runde »Pokémon Go« und damit zu einem Ausstieg aus der Welt. Nichts anderes ist es: Blindheit, kultiviert als Modernität. Verlierer sind sie, alle. Verlierer. Verlierer? Aber halt: Genau dazu steht doch etwas in der Forschungsarbeit. Irgendetwas zu diesem tragischen Helden Tersites, verbunden mit Nietzsches Philosophie. Blättern, konzentriertes Blättern ... Da ist es:

»Er entspricht Nietzsches Bild vom ›Niedergangstypus‹. Eine derartig pessimistische Weltsicht resultiere daraus, dass die ›psychologischen Sinne nicht stimmen‹. Solche Gefühle gehörten den ›Schwindsüchtigen des Lebens‹ und sind als ›Niedergangstypen‹ – ›Unterliegende‹ – extrem weit entfernt von Nietzsches Menschenbild des ›Übermenschen‹.«⁸

Mit dem breiten Grinsen, das sein Gesicht überzieht, verwirrt Jakob eine junge Frau, die rauchend und gleichzeitig einen Burger essend einen Kinderwagen an ihm vorbeischiebt. In der Hand mit der Zigarette hält sie ein Smartphone. Diese Frau weiß offensichtlich gar nicht, was sie gerade tut. Sie weiß nicht, wie sie lebt. Dass sie lebt! Jakob bemerkt, dass die Überlegenheit, die er für einen kurzen Augenblick dieser jungen Frau gegenüber empfunden hat, bei ihm Übelkeit auslöst. Ist er selbst besser als sie? Ist er selbst besser?! Sein Blick auf die vor ihm liegenden Seiten der Magisterarbeit ist verschwommen. Jakob ertappt sich bei den gemurmelten Worten: »Sag es mir!«

Blättern. Und dann wie ein Raubvogel auf die Passage hinabstoßen, die den Schlüssel enthält. Blättern ... Hier:

»Das Ziel, Erkenntnisse für die Formung des eigenen Lebens über den Weg der Selbstbespiegelung zu erfahren, mündet jedoch in unlösbaren Widersprüchen, da sie im Widerspruch zu ihrer Sozialisationsstruktur stehen. Sie, die Jugend, will den Bruch mit der Vergangenheit und sucht als das ›Junge Wien‹ die ›Moderne‹.« Und weiter: »Dies entspricht auch Zweigs Kulturverständnis um diese Zeit: ›Leben‹ bedeutet hier dann Alternative zu politischen,

staatlichen Zwängen, technischer, industrieller Organisation – ›Leben‹ als Alternative zu allen identitätshemmenden Faktoren!«⁹

Danke für dieses abschließende Ausrufezeichen. Danke! Aufmerksam muss man sein. Nein, nicht »man«: Er selbst, er, Jakob, muss aufmerksam sein. Das ist es! Das ist es, was er fühlt: eine energetische Aufmerksamkeit, den Ansatz eines Bewusstseins für seine unmittelbare Umgebung. Für einen Tabakladen mit eingeschlagener Schaufensterscheibe; für einen älteren Mann, der in Shorts auf einem Liegefahrrad herumgondelt; für einen Union-Berlin-Aufkleber, der auf einem halbvollen Abfalleimer prangt; für einen Haufen Hundekot in einem Hauseingang; für zwei frisch ausgebesserte Schlaglöcher in der Fahrbahn neben dem Radweg; für das Antiquariat mit der grauen Markise über der Eingangstür.

Es ist schwer zu sagen, warum er gerade dieses Geschäft betritt. In jedem Falle mag Jakob die Vorstellung, dort einige Klischees bestätigt zu finden, die er mit einem klassischen Antiquariat verbindet: erstens ein Muschelkalkmobile, das mit einer Mischung aus Klingeln und Klappern den eintretenden Besucher ankündigt, zweitens den intensiv muffigen Geruch nach altem Staub und uraltem Teppichboden, drittens einen noch einmal erheblich älteren Mann in verfilzter Strickweste, der hinter dem Tresen sitzend den Kunden über seine Lesebrille hinweg mustert, viertens Unmengen von stockfleckigen Büchern mit ausgefranst Lesebändchen, teils in Regalen, teils in großen Pappkartons angeordnet. Er wird in seinen Erwartungen nicht enttäuscht, zumindest nicht vollends. Das mit dem Muschelkalkmobile stimmt ebenso wie die Berge von Büchern

in Regalen; statt in Pappkartons lagern dagegen viele weitere in den altbekannten transparenten Aufbewahrungsboxen aus Kunststoff. Statt eines Teppichbodens glänzt ein blitzsauberer Linoleumbelag unter einer weißen Decke mit eingelassenen Strahlern, die angenehm warmes Licht abgeben.

Die größte Überraschung besteht allerdings in der Person hinter dem klavierlackweißen Tresen. Sie ist eine Schönheit. Eine absolute Schönheit. Ihr Haar, ihre Augen, ihre Figur, ihre Stimme: Alles an ihr besitzt eine natürliche Ebenmäßigkeit, die man nur als atemberaubend beschreiben kann. Diese junge Frau strahlt eine einnehmende und ungekünstelte Herzlichkeit aus, die ihre Attraktivität noch einmal potenziert. Hinter ihr auf einem weißen Schränkchen stehen ein Kaffeevollautomat, diverse Tassen, eine Zuckerdose und ein Milchkännchen. Der Gedanke, mit dieser Frau bei einer Tasse Kaffee ein Schwätzchen halten zu können, versetzt Jakob – ausgerechnet ihn, die Smalltalk-Niete – in Euphorie.

Wie soll er auf die Frau zugehen? Jakob weiß es nicht, zumindest nicht auf Anhieb. Trotz aller Anziehungskraft gebietet ihm seine Schüchternheit, zunächst ein wenig Atem zu holen und seine Gedanken zu sortieren. Hierfür eignet sich das Antiquariat mit seinen übervollen Regalen und Kisten natürlich bestens, und so streift Jakob eine Weile durch den Raum, liest mit geneigtem Kopf und gespielter Interesse die Titel auf einigen Buchrücken und nimmt auch das eine oder andere Werk in die Hand, ohne ihm wirkliche Aufmerksamkeit zu widmen.

Jakob weiß, wonach er sucht: Stefan Zweig. Er will ihn und auf diesem Umweg sich selbst verstehen. Irgendetwas allerdings hält ihn davon ab, die attraktive Antiquarin direkt nach diesem Autor zu fragen. Er beginnt zu ahnen, was es ist: Stefan Zweig ist schließlich ein kanonischer Schriftsteller, und sich in einem Antiquariat nach seinen Büchern zu erkundigen, ist in etwa so, als würde man in einem Insider-Plattenladen nach Alben von The Cure, den Simple Minds oder Joy Division fragen.

»Sind Sie ein Liebhaber oder ein Seh-Mann?«, meldet sich die warme Stimme von der anderen Seite des Ladens.

»Ich bin ... was, bitte?«, fragt Jakob aufgeschreckt und fahrig.

»Sehen Sie, es ist so«, kommt es freundlich zurück: »In Geschäfte wie meines kommen im Grunde genommen zwei Arten von Kunden, nämlich Literaturliebhaber und Seh-Leute.«

»Wirke ich auf Sie wie ein Seemann?«

»Seh-Leute sind Kunden, die eigentlich gar nichts Bestimmtes suchen, sondern nur einmal sehen wollen, ob sie etwas finden. Und ich wüsste eben gern, zu welcher Kategorie Sie gehören.«

Glücklicherweise gelingt es Jakob, auf diesen schalen Wortwitz nicht mit einem übertriebenen, gekünstelten Lachen zu reagieren. Stattdessen meint er, nun etwas gesammelter: »Nun ja, ich interessiere mich schon für Literatur. Doch, doch. Ich habe mich nur gefragt, ob Sie eventuell etwas ... na ja ... etwas eher Moderneres dahätten.«

»Etwas – Moderneres.« Der Blick der Frau gibt Jakob das Gefühl, in einem veganen Restaurant nach einem Rib Eye-Steak gefragt

zu haben. Er versucht, die Situation zu retten: »Ich meine etwas klassisch Modernes, verstehen Sie?«

Ihr Gesicht nimmt einen Ausdruck an, der nichts anderes als »Na also, es geht doch« bedeuten kann.

»Das ist natürlich etwas anderes. Warten Sie einen Moment!«

Die Frau dreht sich um und geht schwungvoll auf ein Regal an der Stirnwand des Raumes zu. Mit über die Schulter zurückgewandtem Kopf sagt sie: »Ich heiße übrigens Rike. Rike Herzog.«

»Angenehm«, gibt Jakob zurück, »mein Name ist Jakob Rother.«

»Guten Tag, Jakob.« Während sie dies sagt, bringt sie einen hohen Stapel Bücher, die so gar nichts Modernes ausstrahlen. Zweifelsohne sind sie gut erhalten, aber die Stoffeinbände, der gelegentliche Goldschnitt und die verwendeten Schrifttypen scheinen aus einer längst vergangenen Epoche zu stammen.

Jakob ist sichtlich verlegen, aber irgendetwas muss er schließlich sagen. »Oh ja, ... danke ..., das ist genau ... Ich meine, ... von wem ...« Rikes Stimme pendelt sich irgendwo zwischen derjenigen einer wohlwollenden Lehrerin und einer Marketingleiterin beim allmorgentlichen Mitarbeiterbriefing ein: »Ein kleiner Rundgang durch die Moderne. Kesten, Kraus, Keun, Kisch, und damit Sie nicht denken, dass ich nur Autoren mit K führe, finden Sie auch noch Hauptmann, Döblin, Benn sowie einige weniger bekannte Namen. Viel Vergnügen! Kaffee?« »Äh, gern«, antwortet Jakob. Rike macht sich am Kaffeeautomaten zu schaffen, und er steht in der Mitte des Antiquariats mit einem gewaltigen Literaturstapel ohne die geringste Ahnung, wie und wo er beginnen soll. Er weiß doch,

was er sucht. Aus Gründen der Ökonomie greift er sich zunächst das schmalste Bändchen heraus.

»Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders« von Carl Einstein. Nie gehört. Ein flüchtiges Anlesen verstärkt seine Verwirrung nur noch. In diesem Buch scheint es um einen Mann zu gehen, der auf einem Jahrmarkt oder in einem Zirkus seine Mutter sucht. Eine weitere Szene spielt in einem Kloster, eine andere in einem Café, und in wieder einer anderen klebt ein Mann namens Böhm an der Decke. Sehr modern ... Jakob legt das Buch wieder aus der Hand.

Der nächste schmale Band nennt sich »Die Welle, die uns trägt – Entwürfe und Notizen« und stammt von einem Autor namens Heinrich Kleves.¹⁰ Das klingt zunächst nach dem Skizzenblock eines Malers, doch zu Jakobs Enttäuschung befindet sich im gesamten Buch nicht eine einzige Abbildung. Das Werk scheint aus einer losen Abfolge leidlich ausgearbeiteter Textfragmente zu bestehen und eignet sich daher zumindest zum Blättern und Schmökern, was Jakob dankbar zur Kenntnis nimmt. Er setzt sich in einen Lehnstuhl unweit des Schaufensters und schlägt willkürlich eine beliebige Seite auf.

»... und so saßen wir denn tagein, tagaus im Café Griensteidl und stritten uns. Zumindest mochte ein uneingeweihter Beobachter unsere verbalen Scharmützel so wahrnehmen. In Wahrheit jedoch, in Wahrheit schweißte jede Diskussion, jede Meinungsverschiedenheit uns nur noch enger zusammen. Wie wir da über unsere Notizbücher, Manuskripte und Korrekturfahnen gebeugt saßen, Kaffee um Kaffee, Zigarette um Zigarette konsumierend, waren wir grundverschieden und doch eins. Denn wir wußten ...«

Jakob ist konsterniert. Diese Zeilen beschreiben ein Szenario ohne jede Ästhetisierung. Schmucklos, alltäglich, ein Bericht aus dem Schützengraben, wie es einer seiner Professoren an der Uni einmal formuliert hat. Und doch ist da ein Hauch von Pathos, von einem Gefühl der Gemeinschaft von Einzigartigen.

Mit einem Rauschen in den Ohren sucht er auf den Buchdeckeln ein Veröffentlichungsdatum. Nichts ist zu finden, augenscheinlich handelt es sich um ein nie offiziell erschienenenes, tagebuchartiges Sammelsurium. Aber da Rike es ihm zusammen mit den anderen Werken vom Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts übergeben hat, muss es ebenfalls um diese Zeit entstanden sein. Hektisch und wahllos schlägt Jakob eine andere Seite auf:

»... frage ich mich, was meinen Freund Stefan bewogen haben mag, eine solche im wahrsten Wortsinne gebeugte und gebrochene Figur zum Helden seines Dramas zu erwählen und damit zu erheben. Sehen wir nicht das Heldenhafte im Guten, Edlen und nicht zuletzt in der Schönheit? Hat Stefan, dieser noble, weltgewandte Grandseigneur, nicht bislang nach der Erhabenheit, der Kraft und der Makellosigkeit gestrebt? Hat er die oft proklamierte Ästhetik des Häßlichen nicht entschieden von sich gewiesen? Ist er nunmehr sich selbst und seinen Idealen untreu geworden? Nein, dreimal nein! Vielmehr will es mir scheinen, daß Stefan etwas entdeckt hat, das seinen geschulten Blick auf eine größere Wahrheit lenkte. Eine Wahrheit, die seine von Grund auf noble Gesinnung in zukünftigen Zeiten ebenso auf eine höhere Ebene tragen wird wie sein gesamtes dichterisches Werk. Mit welcher Emphase, welcher

Überzeugung er mir diese dramatischen Verse vorgetragen hat! Er hinterließ mich sprachlos und gleichzeitig voll der Hoffnung, daß er mit dem ›Tersi- ...«

Es passiert Jakob selten, dass er sich zur Ruhe zwingen muss, aber dieser Moment ist so einer. Stefan! Das ist er, das ist Stefan Zweig. Die Sprache, in der dieses Büchlein geschrieben ist – gewiss ist sie altmodisch und überholt. Aber wovon erzählt dieser – wie war sein Name? – Heinrich Kleves? Wer war er überhaupt? Aufgeregt überschlägt Jakob einige Seiten und liest weiter:

»... einer ständigen Veröffentlichungsflut. Das unausgesetzte Rotieren der Druckwalzen erscheint mir als der Rhythmus unserer Zeit. Wie ein nimmer verebbendes Getrommel wirken das Geratter der Trambahnen, das Getrappel dahineilender Menschen, das Blinken der Leuchtreklamen. Lange und ausführlich diskutierte ich mit Stefan darüber, auf welchem Wege man die Menschen inmitten dieser Kakophonie (oder ist es doch eine Sphärenmusik?) erreichen sollte. Wie zu ihnen durchdringen, zu ihren Augen, ihren Ohren und ihren Herzen? Das Leben im Elfenbeinturm der schönen Kunst erweckt bei mir den Eindruck eines müßigen und fruchtlosen Strebens, eines Rückzuges in die anonyme Hoffart. Stefan widersprach mir entschieden. Lange vor seinen ersten Veröffentlichungen in der ›Neuen Freien Presse‹ bereits sei es sein inniges Anliegen gewesen, die Menschen zu erreichen und zu berühren. Seine Liebe zur Schönheit und zur Wahrheit, so sagte er mir, obschon ich es doch längst so genau wußte, sei nicht weniger als sein persönlicher Ausdruck der Liebe zum Menschen. Zum Menschen. Immer wieder betrübe

es ihn zutiefst, die Menschen in ihrer Mannigfaltigkeit noch nicht, wie er meint, gut genug kennengelernt zu haben. Erklärt diese Betrübniß seine Reiselust? Dies mag so sein. Tief im Innern glaube ich, daß sie die Mischung aus Melancholie und Euphorie begreiflich macht, die ihn ...«

Hier ist sie, die Nervosität, die Reizüberflutung, das Eindringen der Geräusche und Bilder! Aber wo ist die Resignation, wo ist die Überforderung? Keine Spur davon, stattdessen Begeisterung. Und mitten in dieser Epoche lebte Stefan Zweig. Die Kaffeetasse, die Rike auf dem Beistelltischchen neben seinem Lehnstuhl abgestellt hat, tastet Jakob nicht an. Er bemerkt sie nicht einmal. Weiterlesen!

»... wollte das leugnen? Wir stehen vor Herausforderungen und Abenteuern, wie sie keiner Generation vor uns, so sehr wir sie achten und schätzen mögen, auch nur im Ansatz begegnet sind. Modern sind wir, neu sind wir – weil wir es sein müssen! Und wir müssen es aus uns selbst heraus sein. Niemand, kein Vater, kein Lehrer, kein Universitätsprofessor konnte uns auf diese unsere Zeit vorbereiten. Das weiß auch mein verehrter Freund Stefan. Was aber bewegt ihn zu dieser abgöttischen Verehrung alter Meister? Wie bringt er es fertig, das Klassische zu lieben und gleichzeitig das Zeitgenössische zu protegieren? Erst kürzlich hat er eine Übersetzungsarbeit für einen Sammelband abgeschlossen, die ihm eine wahrhaftige Herzensangelegenheit gewesen ist. Auch wenn ich sicher nicht in der Lage bin, seine Beweggründe angemessen in Worte zu kleiden, so darf ich als sein Freund doch sagen, daß es

sein unbedingter Wille ist, den Menschen vor dem Versinken in der Anonymität zu bewahren. Hat er diese Gefahr in ebenjener Gegenwart erkannt, die wir im Café zwischen hübschen Serviererinnen, Kaffeetassen, Zeitungen und Rauchschwaden so euphorisch preisen? Ist Stefan uns deshalb ...«

»Den Menschen vor dem Versinken in der Anonymität zu bewahren ...« Jakob springt aus dem Lehnstuhl auf, achtet nicht auf den hinter ihm zusammenstürzenden Bücherstapel und eilt, das Büchlein in der Hand, zum Tresen. Rike unterhält sich gerade mit einem Mann mittleren Alters, der ganz sicher nicht zu den Literaturliebhabern zählt, sondern definitiv zu den Seh-Leuten; ihm geht es ganz offensichtlich darum, einige intensive Blicke auf Rike zu werfen.

Im Augenblick sagt er tatsächlich: »Ich könnte mir durchaus vorstellen, dass Sie mir einige Lektüreempfehlungen geben. Ich hätte auch bei mir zu Hause einige interessante Bücher, die ich Ihnen zeigen könnte. Auf Ihre Expertise bin ich sehr gespannt. Was meinen Sie?«

Es ist offensichtlich, dass Rike derartige Situationen zur Genüge kennt, denn obwohl die Verbindlichkeit und Herzlichkeit aus ihrem Auftreten verschwunden ist, behandelt sie den Mann mit einer professionellen Nonchalance, die beeindruckt. Jakob beendet die Avancen des Herrn, indem er an den Tresen stürzt.

»Ich hätte gern dieses Buch hier, bitte!«

»Sehr gern.« Rike nutzt die Gelegenheit, um dem aufdringlichen Bewerber demonstrativ den Rücken zu kehren. »Das wären dann«,

es folgt ein kurzer Blick auf die Innenseite des Schutzumschlags, »zwei Euro.«

Während Jakob das Geld aus seinem Portemonnaie fingert, fragt er mit leicht zitternder Stimme: »Wer ist eigentlich dieser Heinrich Kleber?«

»Kleves«, berichtet ihn Rike, »Heinrich Kleves.«

»Natürlich, Heinrich Kleves. Also, wer ist das? Und haben Sie vielleicht noch mehr Bücher von ihm?«

Rike kichert. Mit einer sanft beschwichtigenden Handbewegung sagte sie: »Nun mal langsam, Jakob. Zunächst: Heinrich Kleves war ein Autor vom ...«

»Entschuldigen Sie mal!«, meldet sich der nach wie vor auf seine Chance hoffende Verehrer, »Ich bin doch wohl zuerst dran!«

»Verzeihen Sie, selbstverständlich«, erwidert Rike mit gewinnen-dem Lächeln, »Ich fürchte, dass ich Ihren Wünschen nicht entsprechen kann. Allerdings ist zwei Straßen weiter ein Zeitschriftenladen. Dort dürften Sie genau das Richtige finden. Vor allem die reich und großformatig bebilderten Magazine müssten Ihr Interesse finden. Auf Wiedersehen.«

Die Tür des Antiquariats schließt sich.

»So, nun zu deiner Frage, Jakob. Heinrich Kleves war ein Autor, gebürtig aus Wien, der zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts geschrieben hat. Hauptsächlich Gedichte und kurze Erzählungen; den einen oder anderen Zeitschriftenbeitrag und Reisebericht hat er auch verfasst. Gelegentlich tauchen Texte von ihm in Anthologien auf, berühmt ist er aber nie geworden.«

»Warum denn nicht?«, fragt Jakob beinahe etwas enttäuscht.

Rike stellt zwei frische Tassen Kaffee auf den Tresen. »Kleves war ein scharfer Beobachter und glühender Liebhaber der Kunst und Literatur, aber leider ohne jedes Genie oder Talent zur Innovation. Ein braver Handwerker, nicht mehr.«

»Ach so.« Jakob hebt seine Tasse und nimmt einen kleinen Schluck, ohne Rike aus den Augen zu lassen. »Und was hatte er mit Stefan Zweig zu tun?«

»Kleves hat zu ihm aufgeblickt und ihn bewundert.«

»Das ist mir nicht entgangen«, entfährt es Jakob etwas lauter als gewollt.

»Diese Bewunderung hatte eine lange Reihe von Gründen. Obwohl sich Heinrich und Stefan in ihrem Werdegang durchaus ähnelten, trennten sie doch in gewisser Weise Welten voneinander. Stefan war ebenfalls ein harter Arbeiter, als Autor, als Übersetzer, als Herausgeber et cetera. Aber er hatte außerdem das, was Heinrich fehlte. Dieses gewisse Quäntchen, das den gewaltigen Unterschied zwischen Literatur und großer Literatur ausmacht. Er ...«

»Schön und gut«, unterbricht Jakob sie. »Auf jeden Fall nehme ich dieses Buch mit. Und nachher werde ich etwas gründlicher über Heinrich Kleves recherchieren. Es dürfte ja nicht allzu schwer sein, mehr herauszufinden.«

»Wenn du dich da nur nicht täuschst, Jakob. Es gibt, auch und gerade im Rahmen der recht stattlichen Zweig-Forschung, erstaunlich wenig über Kleves. Vielleicht ist das auch gar nicht weiter

schlimm. Denn du willst, das dringt dir aus jeder Pore, schließlich mehr über Stefan Zweig erfahren. Richtig?«

»Sicher, ja. Aber was ist mit Kleves?«

»Goethe brauchte in gewisser Weise seinen Eckermann, Sherlock Holmes brauchte seinen Doktor Watson. Und weißt du, wozu?«

»Nun sag's schon!«

»Um sich im Gespräch über die Plausibilität ihrer eigenen Gedanken klar zu werden. Sie brauchten einen Ansprechpartner, sozusagen ein Korrektiv, das sie erdete.« Rike schiebt ihre Kaffeetasse in Jakobs Richtung.

»Du versuchst, Stefan Zweig zu erfassen, zu ergründen und zu verstehen, Jakob. Zu diesem Zweck musst du wissen, woher er kommt, nicht nur biografisch, sondern auch, unter welchen Rahmenbedingungen er gearbeitet und vor allem gelebt hat.«

»Dafür gibt es genug Forschungsmaterial«, erwidert Jakob.

»Forschungsmaterial, das in seiner Summe das angestammte Bild Stefan Zweigs als Gentleman stützt, richtig.« Rikes Augen verengen sich ein wenig, so als wolle sie etwas Saures nicht schlucken. »Was Kleves geschrieben hat, gibt dir aber eine Vorstellung von der Euphorie für das moderne Leben seiner Zeit.«

»Was heißt das für mich?«, fragt Jakob mit wachsender Ungeduld.

»Schau in Zweigs Frühwerk. Schau auf das, was bisweilen als unreif, unfertig und unvollkommen und daher weniger relevant abgetan wird. Du wirst überrascht sein.«

»Schön und gut, aber Zweig ist schließlich vor allem für seine ausgereiften und ausgefeilten Werke berühmt. Das ist ja nur logisch, weil darin die meiste Erfahrung und ...«

»Du wirst überrascht sein!« Rikes Ton ist ebenso bestimmt wie verlockend.

»Und du«, Jakobs Blick schweift durch den Raum mit seinen Bücherstapeln, »hast etwas aus dem Frühwerk da?«

»Das habe ich.« Mit diesen Worten steuert Rike auf ein Regal zu.

- 7 Zweig: »Die Welt von Gestern«. S. 16 f
8 Rassmann. S. 74
9 Ebd. S. 78 f
10 Bei Heinrich Kleves handelt es sich um einen rein fiktiven Zeitgenossen Stefan Zweigs. So sind auch die Passagen aus seinem Werk »Die Welle, die uns trägt« gleichsam als Hommage an Disposition und Duktus der literarischen Protagonisten der Wiener Moderne zu verstehen.

3

Jakob eilt nicht, er hetzt. Hetzt die Straße entlang, die ihn an jenen Ort führt, den er ab sofort, dies hat er beschlossen, als sein eigentliches Zuhause ansehen wird. Seine Wohnung ist mit dem gesprayten Wort »PROVISORIUM« hinreichend beschrieben und gebrandmarkt. Nun ist er auf dem Weg zu seiner wirklichen Homepage. In seinem Rucksack befinden sich Bücher, die er in Rikes Antiquariat zu einem Spottpreis erworben hat: Zweigs »Silberne Saiten«, ein früher Lyrikband, neu aufgelegt in der Werkausgabe von 1982, sowie sein Drama »Tersites«, neben dem »Jeremias« an gleicher Stelle zu finden. Die Ausgabe der Gedichtsammlung »Die frühen Kränze« stammt aus dem Jahr 1917 und strahlt pure antiquarische Schönheit und Würde aus. Dann noch Kleves' »Welle, die uns trägt«. Hinzu kommt die im Internet gefundene Magisterarbeit. Spannend.

Ohne es zu bemerken, rennt er, in der Magisterarbeit lesend, mehrere Passanten beinahe über den Haufen. Jakob ist verwirrt, und was er bislang nicht für möglich gehalten hat, ist eingetreten: Er macht sich berechtigte Hoffnung auf die Klärung seiner Fragen mithilfe eines Schriftstellers, der vor mehr als hundert Jahren zu wirken begonnen hat. Lyrik. Ausgerechnet Lyrik! Der Blick in den Forschungsbeitrag hat Jakob bestätigt, dass er mit seinem

zunächst unbestimmten Gefühl richtiggelegen hat. Wie heißt es dort: Die Lyrikbände sind wichtig, weil sie »einen Beitrag zu Zweigs kulturgeschichtlichem Verständnis um 1900 bedeuten; sie sind zu verstehen als Spiegel seines geistigen, zeitgeschichtlichen, persönlichen wie schriftstellerischen Entwicklungsstandes in jener ›furchtbar verwirren‹ Epoche des Jung-Wien.«¹¹

Er hat selbstverständlich in die Gedichtsammlungen hineingesehen. Nicht im Traum hätte er noch vor wenigen Stunden ein Auge oder Ohr für derartige Zeilen gehabt:

Zweig

»Es läuft der Frühlingswind
Durch kalte Alleen,
Seltsame Dinge sind
In seinem Weh'n.
[...]
Lippen im Lachen
Hat er berührt
Die weichen und wachen
Fluren durchspürt.
[...]
Und den Duft,
Den er gebracht,
Von wo er gekommen
Seit gestern Nacht.«¹²

Es geht um Aufbruch. Es geht um Leidenschaft. Es geht um Optimismus. Es geht um etwas Neues, etwas geheimnisvoll Neues. Jakob will es kennenlernen und ist sich inzwischen sicher, dass er den Schlüssel zu seiner eigenen Zukunft in der Vergangenheit finden kann. Und noch etwas muss er sich eingestehen: Zusätzlich beflügelt wird sein Gang durch die ständig präsenten Gedanken an Rike, die er in den Zeilen eines anderen Gedichts ausgedrückt findet:

Zweig

»Tiefste Nacht.

Aus sinneheißen Traum bin ich erwacht.

Ich träumte von schimmernder Glieder Pracht.

Von Frauen, die mit liebesfrohen und verständnisstillen
Verschwiegenen Blicken Wunsch und Sucht erfüllen.«¹³

»Pass doch auf, du Vollpfosten!«, schimpft der soeben angerempelte Paketbote. Diese Tirade ist zwar berechtigt, bleibt aber wirkungslos, denn längst ist Jakob weitergeeilt. Irgendwo zwischen diesen Zeilen liegt das, wonach er sucht. Dort liegt das, was ihn aus seinem PROVISORIUM befreien wird. Etwas ... Gültiges. Etwas ... Ewiges. Stefan Zweig war davon überzeugt – und diese Überzeugung hat ihn zum Humanisten gemacht. Vielleicht war er bei seinen ersten literarischen Gehversuchen kein vom Himmel gefallener Meister. Aber verdammt nochmal: In dieser Hinsicht ist er ein Frühvollendeter gewesen. Er hat es gewusst.

Und: Stefan Zweig hat sein Wissen gelebt und es geteilt. Und wo? Sicherlich nicht nur auf Reisen, davon hat Jakob inzwischen

hinreichend erfahren und recherchiert. Nein, vielmehr an einem ganz profanen und doch geheiligten Ort, dem Epizentrum der Moderne: in einem Café. Und genau dorthin zieht es Jakob und seine Zeitgenossen ebenfalls seit eh und je. Auch und gerade heute. Und so betritt er, etwas außer Atem und merklich zerzaust, das Café Fräulein Reh in der Dresdener Straße.

*

Ein krasserer Kontrast zwischen Etablissement und Klientel ist kaum denkbar. Das Interieur des Cafés Fräulein Reh grenzt bisweilen an Betulichkeit, und kaum ein Attribut wird von den Gästen des Hauses inniger gehasst. Auf dem maßvoll nachgedunkelten Parkettboden stehen die runden Tische mit ihren jeweils vier gepolsterten Stühlen. Sie wirken wie in respektvollem Abstand voneinander arrangiert. Die verhalten präsente Blumenmustertapete zieren Schwarzweiß-Fotografien vom Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts in perfekt austarierten Rahmen. Sämtliche abgebildeten Szenen, zumeist in Caféhäusern und Restaurants angesiedelt, wirken eigenartig gestellt, doch strahlen sie eine Art erhabenen Charme aus. Eine längst vergangene Epoche? Eine ausgestorbene Spezies?

Unter den großen, wie von Zauberhand niemals überladen wirkenden Kronleuchtern des Fräulein Reh gleiten Kellnerinnen laut- und beinahe schwerelos dahin. Diese drei jungen Damen sind, daran hat es unter den männlichen Besuchern niemals auch nur den Hauch eines Zweifels gegeben, die makellos hübschesten und

attraktivsten Servierfräuleins nicht nur in ganz Berlin, sondern universal. Sie wirken erfahren und abgebrüht und dennoch neugierig und aufgeschlossen und passen damit perfekt in das Ambiente des Fräulein Reh, in dem sich das Flair arrivierter Eleganz mit dem Reiz des Neuen und Aufregenden zu einer vollkommenen Symbiose verbindet.

Und aufregend sind sie in jedem Falle, die Gäste des Cafés. Zumindest gilt dies für die Stammgäste, die sich strikt regelmäßig und schier manisch pünktlich hier einfinden. Die zahlenmäßig zwar bisweilen überlegene, in ihrer fatalen Stupidität jedoch abgrundtief unterlegene Laufkundschaft wirkt im Vergleich zu ihnen wie ein Maultier in einem Rennpferdstall, nämlich durchaus nutzbringend und das Gemüt beruhigend, gleichzeitig aber ausgestoßen und keiner weiteren Betrachtung wert. Da sind die nicht aussterben wollenden Männer mittleren Alters, die den Kellnerinnen dann und wann Visitenkarten zustecken, die samt und sonders mit einem vieldeutigen und gerade deshalb stets missdeuteten Augenaufschlag entgegengenommen werden, um bei nächster Gelegenheit im Papierkorb zu landen. Sollte dennoch einmal ein übermütiger Gast in völliger Verkennung der Dominanzverhältnisse den einen entscheidenden Schritt zu weit gehen, kann man sicher sein, dass er freundlich, aber unmissverständlich des Hauses verwiesen wird. Denn über der gesamten Szenerie thront – sie.

Sie. Anna Reh, die Namensgeberin des Cafés. Die Chefin. Sie ist in der Lage, ihr Haus nicht mit harter Hand zu führen, sondern mit erlesener Höflichkeit, die sie zu einer unantastbaren

Respektsperson macht. Niemand hat sie je aufgebracht oder gar wütend erlebt, und doch ist man sich stillschweigend einig, dass es besser ist, in keinem Falle ihren Zorn zu erregen. Als Frau unbestimmbar Alters ist sie sowohl Freundin als auch Mutter- und Schwesterfigur und gestattet dennoch niemandem, sie wahrhaft persönlich kennenzulernen. Anna Reh ist, daran zweifelt hier niemand, authentisch. Nur deshalb kann sie stets Kleider in Schwarz oder als variierendes Kontrastprogramm knalligem Pink tragen, ohne auch nur ein Jota ihrer Autorität einzubüßen. Für ihre Figur muss der Begriff »drall« erfunden worden sein, und sie hat nicht das geringste Problem mit ihren weiblichen Rundungen. Wenn auch ihr Dekolleté zuweilen nicht unbedingt lady-like ist, hat sie doch etwas hochklassig Damenhaftes, das keine Frau erlernen kann, sondern über das sie verfügt oder eben nicht. Anna Reh hat es.

Niemals würde sie sich zu einem Stammgast an den Tisch setzen. Sie tut es nur gelegentlich bei Touristen, die dies fälschlicherweise als Zeichen der Sympathie oder gar als eine Art Ritterschlag empfinden. Für gewöhnlich steht Anna Reh hinter dem polierten, mit an den Jugendstil erinnernden Intarsien verzierten Tresen des Cafés und lenkt mit knappen Worten und Gesten die Geschicke ihres Hauses. Selbst ein oberflächlicher Betrachter kann erkennen, dass sie ihr Stammpublikum ins Herz geschlossen hat und von ihm ins Herz geschlossen worden ist – und das ist bei dieser Klientel durchaus nicht leicht.

Wenn sich morgens um zehn Uhr die Tür des Fräulein Reh öffnet, dauert es keine Minute, bis die ersten fünf oder sechs Tische

besetzt sind. Allein an einem Tisch sitzt dann jeweils ein junger Mann oder eine junge Frau, öffnet einen Rucksack, entnimmt ihm einen Laptop, um ihn aufzuklappen und einzuschalten. Es folgt stets ein knapper Blick zum Thekenpersonal. Dieser ist gleichzeitig Begrüßung und Bestellung. Man kennt sich. Niemals sind Worte nötig, immer erreichen Kaffee, Latte macchiato, Fritz-Kola, stilles Mineralwasser, Brötchen, Aufschnitt, Rührei oder vegane Brotaufstriche mit traumwandlerischer Sicherheit ihren Empfänger. Im Fräulein Reh läuft keine Musik, und dieser Umstand macht die sich anschließende Szene regelrecht gespenstisch: In einer Stille, die von Außenseitern als bedrückend empfunden würde, sitzen die Stammgäste frühstückend und gleichzeitig hochkonzentriert über ihre Laptops gebeugt an ihren runden Tischen. In unregelmäßigen, aber stets kurzen Abständen gesellt sich ein neuer Gast hinzu, der auf einen freien Tisch zusteuert, um sich in das Ritual einzureihen.

E pluribus unum. Keiner der Gäste gleicht rein äußerlich dem anderen, und doch ist die Gruppe erstaunlich homogen. Keiner wirkt in irgendeiner Weise repräsentativ, und doch scheinen sie alle für dieselbe Sache zu stehen. Keiner scheint eine Führungsposition innezuhaben, und doch wirkt die Gruppe keineswegs führungslos.

Am Tisch in der Nähe des Küchenzugangs sitzt Lars Eckmann. Er sieht aus, als sei er einem Herrenmodekatalog aus den Achtzigern entsprungen in seinem extrem weiten Sakko mit den enormen Schulterpolstern, die heutzutage niemand mehr ungestraft tragen darf – niemand außer Lars. Sein auf sechs Millimeter rasiertes Haar verleiht ihm etwas Militärisches, Unnachgiebiges, was zu dem Ruf,

den er sich als hochkritischer Online-Rezensent für diverse Musikmagazine erworben hat, zusätzlich beiträgt.

Als freier redaktioneller Mitarbeiter ist Lars schon des Öfteren mit Severin Korinth in Kontakt getreten, der im Fräulein Reh den Platz am Nebentisch besetzt. Unter dem Pseudonym OLeviO betreibt er einen Blog zu hauptsächlich ökologischen Themen, in dem er beinahe täglich neue Skandale aus der Lebensmittel- und Pharmaindustrie sowie dem Umfeld der großen Energiekonzerne aufdeckt und publik macht. Die Liste seiner Follower wächst stetig, genauso wie die Liste seiner erbitterten Feinde. Es heißt, in seiner Wohnung stapelten sich die Unterlassungsklagen und Vorladungen, ohne dass Severin sich davon nachhaltig beeindruckt ließe. Seine massige Gestalt, seine betont wenig schicke Kleidung und seine sehr tiefe, sanfte Stimme, die aus einem dunklen Vollbart entspringt (niemand hat je Severins Zähne gesehen), unterstreichen den Eindruck einer Bärenruhe und Harmlosigkeit, hinter der sich jedoch ein dynamischer und streitbarer Charakter verbirgt.

In seinem unmittelbaren Blickfeld, nur wenige Meter entfernt, sitzt Line Engelfeld. Im Grunde ein apartes, feingliedriges Persönchen, strahlt ihre gesamte Erscheinung eine hingebungsvolle Liebe zum Extrem aus: Von den weiß gefärbten und von violetten Strähnen durchzogenen Haaren mit enormem Sidecut über die geschnürte Taille bis zu den mit Sammelbildern aus Schokoriegeln beklebten Springerstiefeln sticht sie aus jeder noch so großen Menschenmenge heraus. Zu Lines Bekanntenkreis gehören diverse Tätowierer, und diese haben an ihrem Körper flächendeckend ihr

Können unter Beweis gestellt. Niemand kann es sich erklären, aber bei allem Hang zur Exzentrik strahlt Line eine unglaubliche Eleganz aus. Außerdem haben ihre überbordende Kreativität und ihre Wortgewalt fast schon Legendenstatus, und so ist es nur konsequent, dass sich zahllose Werbeagenturen, Textbüros und Marketingabteilungen auf Lines Website die virtuelle Klinke in die Hand geben.

Wenn es den Prototyp eines Bankangestellten gibt, der seine Arbeit hauptsächlich am Schalter verrichtet, so entspricht Thomas Gerbmeister diesem optisch mindestens zu neunundneunzig Prozent: Seitenscheitel, glatt rasiertes Gesicht, immer frisch gebügeltes Hemd, dezente Krawatte, Bundfaltenhose, passend kombiniertes Jackett und wache Augen hinter einer randlosen Brille, die regelmäßig in einem stabilen Etui verstaut wird, lassen ihn als Ausbund an Seriosität erscheinen. Das eine Prozent machen seine Fingernägel aus: Thomas tippt grundsätzlich mit den Knöcheln seiner Mittelfinger, denn seine Nägel mit einer Länge von je etwa zehn Zentimetern verhindern eine konventionelle Tastaturbedienung. Eine Banklehre ist für ihn nie infrage gekommen, stattdessen ist er niemand Geringerer als der Trendsetter einer beachtlichen Internet-Community geworden. Ob Kleidung oder Clubs, ob Ernährung oder E-Commerce: Thomas' Wort ist Gesetz unter seinen Anhängern, denn sein Spürsinn hat ihn noch nie getrogen. Er selbst ignoriert die Trends zumeist geflissentlich, einerseits weil ihm finanzieller Gewinn nichts bedeutet, andererseits aus einer gewissen Lethargie heraus.

Lars, Severin, Line und Thomas sind keineswegs herausragende Individualisten unter den Besuchern des Fräulein Reh, vielmehr sind

sie Gleiche unter Gleichen. Wie die anderen Stammgäste verdienen sie das Geld, das sie nun einmal brauchen, durch ihre Aktivitäten im Netz und suchen die allgemeine Öffentlichkeit nur in seltenen Einzelfällen. Sie alle sind Blogger, Hipster und Szenekenner, und einige von ihnen sind dann und wann, wenn sich zur Sprachkunst eine gehörige Portion Exhibitionismus gesellt, auf Poetry Slams anzutreffen. Sie sind sich nicht zu schade für den einen oder anderen Brotjob, beispielsweise als Online-Werbetexter für eine Bäckerei, der es ihnen ermöglicht, hauptsächlich als OLeviO, Amoeba18X, 2GoPhilistine, 1derer, +AnswerMachine+, XSallAreas oder WhatIf? ihre Leidenschaft auszuleben. Und zum Ausleben dieser Leidenschaft gehört es ausdrücklich, sich morgens bei Anna Reh zu treffen, ohne sich wirklich zu begegnen, und über dem Laptop zu brüten.

Die Kellnerinnen wirken bei ihren Serviergängen wie bildhübsche Monde, die düstere Planeten umkreisen. Und dann folgt jedes Mal, um im Bilde zu bleiben, so etwas wie eine Supernova. Wie auf ein geheimes Zeichen hin, wie als Teil einer ausgefeilten Choreographie, lehnt sich einer der Gäste zurück, richtet den Blick gegen die getäfelte Decke, verschränkt die Hände hinter dem Kopf und sagt so etwas wie:

»Boah!«

Dieses eine Wort, so es denn überhaupt eines ist, genügt, um die Atmosphäre im Fräulein Reh innerhalb von Sekundenbruchteilen

umschlagen zu lassen. Eben noch scheinbar völlig in ihr Frühstück, ihre Gedanken und ihre Arbeit versunken, beginnen die Gäste nun nicht nur, miteinander zu reden, sondern angeregt zu diskutieren, so als hätten Weltklasesprinter nur auf den erlösenden Startschuss gewartet, um ihre angestaute Energie explosionsartig in dynamische Bewegung kanalisieren zu können:

»Hast du's auch gesehen?« – »Irgendeiner hat's geleakt.« – »Nicht irgendeiner. Padman!« – »Also hat er sich wirklich reingehackt.« – »Was heißt reingehackt? Der Account ist offen wie ein Scheunentor.« – »Ist er nicht.« – »Doch, zumindest für den, der das Script geschrieben hat.« – »Heißt so viel wie?« – »Heißt, dass es nur noch Sekunden dauert, bis die da oben wissen, wer Padman ist.« – »Das weiß doch jeder.« – »Die nicht.« – »Tja, wer glaubt, dass man Glück nicht kaufen kann, hat keine Ahnung, wo man einkaufen geht.« – »Stimmt. Auf jeden Fall: Padman ist Insider. Das wissen die jetzt auch.« – »Insider. Und: geliefert.« – »Wenn sie ihn aufstöbern.« – »Es wird sich schon eine Botschaft finden, die ihn aufnimmt.« – »Asyl? Meinst du, der hat vorgesorgt?« – »Wenn er nicht blöd ist, ja.« – »Du nennst das blöd. Man kann es aber auch idealistisch nennen.« – »Das gibt's gar nicht mehr.« – »Alle Whistleblower sind Idealisten.« – »Quatsch!«

Im Zuge der Enthüllungen durch prominente Ausplauderer hat sich ein gewisser »Padman« in den letzten Monaten einen Namen im Internet gemacht, hauptsächlich selbstredend im Darknet und in Kreisen, die sich teils aus politischem Aktivismus, teils aus Abenteuerlust auf dem schmalen Grat zwischen Legalität und Illegalität

bewegen. Immer wieder ist Padman heiß diskutiertes Thema im Fräulein Reh gewesen, und immer wieder kommt die Frage auf, was dessen Beweggründe gewesen sein mögen, geheime Informationen im Netz zugänglich zu machen und sich somit staatlicher Verfolgung auszusetzen. Eine befriedigende Antwort hat noch niemand gefunden.

In diesem Moment nimmt Jakob Rother seinen Stamplatz ein.

- 11 Rassmann. S. 35
- 12 Zweig, Stefan: »Vorfrühling«. Zitiert in: Rassmann. S. 34
[zuerst: »Silberne Saiten«. Berlin, Leipzig: Schuster &
Loeffler, 1901]
- 13 Zweig, Stefan: »Junge Glut«. Zitiert in: Rassmann. S. 33
[zuerst: »Silberne Saiten«. 1901]

4

Hier ist Jakob Rother nicht einfach nur Jakob Rother. Nein, hier ist er »RealMindField«. Dieser Nickname hat zwar bislang keine weltweite Anerkennung erlangt, er hat aber in jeder Hinsicht einen guten Klang. Innerhalb der Internet- wie auch der Darknet-Community steht er für messerscharfe Analysen und Schlussfolgerungen, die in glasklaren Worten auf den Punkt gebracht werden. RealMindField ist so etwas wie eine graue Eminenz unter den Bloggern – vielleicht ein wenig altmodisch in seiner Ausdrucksweise, aber stets ein gern gesehenes Korrektiv, wenn es darum geht, Wogen zu glätten und hitzköpfige Discussioners auf den Boden der Tatsachen zu holen. So kennt und schätzt man Jakob Rother's Alter Ego – dumm nur, dass RealMindField seit dem heutigen Vormittag spurlos vom virtuellen Erdboden verschwunden zu sein scheint ...

Jakobs Blick gleitet kurz über die Anwesenden und bleibt für eine Sekunde an dem älteren Herrn hängen, der es sich zwei Tische entfernt mit einer Zeitung, einer Tasse Kaffee und einem Croissant gemütlich gemacht hat. Er ist recht groß und schlank, trägt Bundfaltenjeans, ein Freizeithemd mit halbem Arm und darüber einen hellblauen Spencer. Die Selbstverständlichkeit, mit der er in diesem Bereich des Fräulein Reh sitzt, passt zu der Eleganz, die er

trotz seines legeren Looks ausstrahlt. Offenbar gehört er zu jenen Menschen, die noch in Shorts und Sandalen am Neujahrsempfang des Bundespräsidenten teilnehmen könnten, ohne negativ aufzufallen. Dieser Herr strahlt eine gelassene Leidenschaftlichkeit aus, die nur die einzigartige Kombination aus Outsider- und Insiderstatus hervorbringen kann. Ohne tatsächlich zum Inner Circle zu gehören, ist er doch stets auf dem neuesten Stand der Diskussion. Niemand scheint sich je die Frage gestellt zu haben, wer genau er ist oder auch, was er tut, bisweilen wird seine Anwesenheit gar nicht mehr zur Kenntnis genommen – und doch: Er ist im Café Fräulein Reh zu einer Art Fixstern avanciert.

Jakob nimmt seinen Laptop aus dem Rucksack, stellt ihn auf den Tisch und klappt ihn auf. Zum ersten Mal in seinem Leben hat er nicht die geringste Ahnung, was er mit dem Gerät anstellen soll, leer, wie es ist. Wie um sich seiner selbst zu vergewissern, legt Jakob die eben erworbenen Bücher neben die obligatorischen Salz- und Pfefferstreuer und beginnt, im »Tersites« zu blättern. Ein Drama. Nun also ein Drama.

Unvermittelt stellen sich Jakobs Nackenhaare auf, während er eine aufrechte, offensive Haltung einnimmt. Hat Line Engelfeld wirklich gesagt: »Alle Whistleblower sind Idealisten«?

Und hat Severin Korinth dies tatsächlich mit einem lapidaren »Quatsch!« abgetan?

Jakob schaltet sich unwillkürlich in das Gespräch ein.

»Stopp! So einfach ist das nicht.«

»Doch, es ist so einfach«, nuschelt Severin, »Whistleblower können keine Idealisten sein. Das ist zwar schade, aber einfach.«

»Und warum nicht?« Kaum merklich reckt Jakob sein Kinn vor.

»Weil die Idealisten ausgestorben sind«, ist von Thomas Gerbmeisters Tisch zu hören.

»Ach ja?« Jakobs Blick ist gleichzeitig überrascht und stechend.

»Und woran sind sie gestorben?«

»An Nahrungsmangel«, antwortet Severin mit einem süffisanten Lächeln, das hinter seinem Vollbart knapp zu erahnen ist.

»Was bitte?«

»Ich, ähm ...« Lars Eckmann hat die Marotte, jeden seiner Sätze mit diesen Worten einzuleiten, gleichgültig, ob es passt oder nicht. »Ich, ähm ... Es ist ja so, dass Idealisten Ideale brauchen.«

»Richtig.« Lines Stimme ist von einer angespannten Ruhe, die nur sie auf diese Art zustande bringt. »Ganz richtig, Lars. Punkt eins: Sie leben durch ihre Ideale. Punkt zwei: Um diese Ideale, um Ideale überhaupt, ist es in der heutigen Zeit nicht gut bestellt. Punkt drei: Da es keine Ideale mehr gibt, existieren keine Idealisten mehr, die sie vertreten oder verfechten könnten.«

Jakob gelingt es nicht, Lines stoische Haltung zu imitieren, auch wenn er versucht, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen: »Punkt vier: Deine gesamte Argumentation basiert auf falschen Voraussetzungen und ist von daher hinfällig!«

»Ich, ähm ... Macht, Sex, Geld.«

»Was?« Lars' Worte bringen Jakob kurz aus dem Konzept.

»Ich weiß schon, was du meinst, Lars. Aber sag' es ruhig trotzdem«, meint Thomas, ohne von seinem Latte macchiato aufzublicken.

»Ich, ähm ... Nun ja: Macht, Sex, Geld – das sind die Triebfedern. Ich, ähm ... Alles, was heutzutage geschieht, hat mindestens einen dieser Beweggründe. Ich, ähm ... Meistens handelt es sich um eine Kombination von den drei Aspekten.«

»... die du ja nun wohl nicht allen Ernstes als Ideale bezeichnen willst«, murmelt Severin, um danach wie zur Bekräftigung einen großen Schluck aus seiner Kaffeetasse zu nehmen.

»Ich, ähm ... Nein. Was ich damit sagen will, ist, dass es aus eben diesem Grund keine Idealisten mehr gibt.«

Jakob Rother weiß selbst nicht genau, weshalb er sich derartig echauffiert, aber er spricht etwas lauter als gewohnt: »Nun macht aber mal einen Punkt! Assange, Snowden und Padman sind Helden!«

»Oh, bitte!«, kommt es nahezu synchron von Lines und Thomas' Tisch.

»Was denn?« Jakob zittert ein wenig vor Anspannung, aber er schwitzt nicht. »Selbstverständlich sind sie Helden.«

»Jakob«, Severin Korinth hat bisweilen einen väterlich altklugen Ton an sich, wenn er versucht, einen Gesprächspartner von einem Irrweg abzubringen: »Helden, ja? Also, Helden sind Gestalten aus der Mythologie. Odysseus u-s-w.« Er sagt tatsächlich »uh es weh«. »Tapfere Männer mit Lanze und Schwert auf weißen Pferden. Von mir aus starke Charaktere mit starken Idealen, wenn du willst. Robin Hood. Ivanhoe. Okay? Und jetzt vergleiche mal ...«

»Das ist doch Unsinn!« Mit enerviert zur Decke verdrehten Augen lässt Jakob sich mit dem Rücken an die Stuhllehne fallen.

»... und jetzt vergleiche mal diese Figuren mit den Ausplauderern von heute«, fährt Severin unbeirrt fort: »Was machen die?«

»Ja, bitte, sag's mir! Was machen die?« In Jakobs Stimme schwingt die Erwartung eines Triumphs mit.

Überraschenderweise kommt die Antwort von Thomas: »Sie verkriechen sich. In Russland. In der ecuadorianischen Botschaft. In den hintersten Winkeln des Darknets. Wo auch immer: Sie verkriechen sich.«

In ebenjenem Augenblick, in dem Jakob zu einer Antwort ansetzen will, hört er ein leises, aber vernehmliches Räuspern. Reflexartig und etwas zu hastig dreht er sich um, sieht aber nichts, abgesehen von dem unbekanntem älteren Herrn, der anscheinend nicht die geringsten Anstalten macht, sich ins Gespräch einzuschalten. Stattdessen sitzt er nach wie vor still und konzentriert über seine Zeitung gebeugt, die Kaffeetasse in der Hand. Jakob dreht sich wieder um.

»Will ich denn mehr?«

Wie ein versierter Redner hat der ältere Herr mit seinem Räuspern und dieser Frage, die gleichzeitig zusammenhanglos und elementar anmutet, die Aufmerksamkeit seines Publikums gefunden. Die Augen der Anwesenden richten sich auf den leicht abseits stehenden Tisch, von dem aus der ältere Herr seine Gegenüber mit einem kaum wahrnehmbaren Schweifen seines unaufdringlich konzentrierten Blicks erfasst, als er sagt:

Zweig

»Will ich denn mehr? Ist das denn Jahre nicht mein schönster Traum, dass einer täte, was ich selbst zu feig bin auszuführen? Oh, ich sehne mich so gierig nach dem Ende dieser Qualen, dass nichts mich schreckt, und wäre es der Tod von seiner Hand, doch endlich nur die Nacht ...«¹⁴

Ohne auf eine Replik zu warten, widmet sich der Herr wieder seiner Zeitungslektüre. So ist es keineswegs ein Ausdruck von Respektlosigkeit, dass man zum eigentlichen Gespräch zurückkehrt, als sei nichts geschehen. Nur Jakobs Blick verharrt noch einen Moment auf ihm. Was für Worte sind das gewesen? Dramatisch haben sie geklungen, gewiss auch altmodisch, andererseits aber ... »Traum«, »zu feig«, »Qualen«, »Tod«, »Nacht« – Jakob fühlt sich nicht nur angesprochen, er fühlt sich ertappt. Durchschaut. Vielleicht verstanden?

Lars Eckmann holt ihn ins Hier und Jetzt zurück. Mit beiläufig entschuldigender Geste meint er: »Ich, ähm ... Es sieht doch ganz danach aus, dass diese Leute über kurz oder lang Angst vor der eigenen Courage bekommen. Ich, ähm ... Das ist, wie du zugeben musst, wenig heldenhaft, es ist eher ...«

»... schwach«, schaltet sich Line ein. »Es ist schlicht und einfach ein Zeichen von Schwäche.«

»Ja, darf denn ein Held nicht schwach sein?!« Jakob beginnt zu begreifen, dass er vorerst auf verlorenem Posten steht.

»Das ist pure Gefühlsduselei«, kommt denn auch gleich die entsprechende Antwort aus Thomas' Richtung. »Unsachlich. Weltfremd. Absolut fehl am Platze.«

62

Das Gefühl, etwas verteidigen zu müssen, wenn auch ohne genau definieren zu können, was es ist, hat Jakob nun endgültig fest im Griff. Es ist, als sei etwas Schlummerndes aufgeweckt worden. Nein, nichts Schlummerndes. Etwas, das lange gegoren hat, bricht sich nun Bahn.

»Ihr wollt mir allen Ernstes – allen Ernstes! – erzählen, dass es heutzutage keine Ideale mehr gibt? Ihr sagt mir, dass nur noch drei Dinge von Bedeutung sind. Wie war das? Macht, Sex und Geld. Ihr sagt mir, dass es keine Helden mehr gibt, weil alle Menschen schwach sind und ein Held nicht schwach sein kann. Im Grunde sagt ihr mir, dass nichts mehr wirklich von Bedeutung ist.«

Wieder erklingt in Jakobs Rücken die Stimme des eleganten Herrn in ihrem gemächlichen Duktus:

Zweig

»Bist du jetzt wieder wach, verfluchtes Herz, das gackernd wie ein Huhn die tiefsten Träume den andern vor die Füße wirft? Wie sehr kenne ich dies Erwachen vor den Menschen und kann die lauten Träume nicht verlernen.«¹⁵

Diese Worte, diese Sprache verbieten jede unmittelbare Antwort. Sie gehören im Grunde nicht hierher – und doch treffen sie Jakob im Innersten. Wie der ältere Herr. Er gehört im Grunde nicht hierher – und doch versteht er, was Jakob nicht erfassen kann. Wer ist hier Outsider? Und wer ist hier Insider? Jakob blickt hektisch von einem Tisch zum anderen.

63

Lars unternimmt einen behutsamen Versuch, ihn zu beruhigen:
»Ich, ähm ... Nun, dann nenne mir etwas, das wirklich von Bedeutung ist.«

»Von Bedeutung?« Jakob streckt Lars seine offenen, leeren Hände entgegen: »Na, was ist zum Beispiel mit – Freundschaft? Häh? Was ist mit Freundschaft?«

»844«, meint Line Engelfeld lapidar.

»1125«, fügt Severin Korinth hinzu.

»Ich, ähm ... 798.« Lars Eckmann zuckt ein wenig mit den Schultern.

»1885. Gewonnen!«, wispert Thomas Gerbmeister gespielt triumphierend.

»Was soll das?!« Jakob zittert immer stärker, sein Hemdrücken ist feucht, kalter Schweiß.

»So viele Freunde haben wir jeweils in unserem liebsten sozialen Datenkraken-Netzwerk. Deine Zahl liegt übrigens bei ... Moment ... 826«, klärt Severin die Lage.

»Es reichen insgesamt zwei Mausclicks, und schon ist eine neue Freundschaft geschlossen.« Lines Stimme klingt keineswegs bedauernd.

»Aber ungefähr fünfundneunzig Prozent dieser Leute kenne ich doch überhaupt nicht«, bringt Jakob etwas mühsam hervor.

»Mag sein«, kontert Thomas, »aber du erreichst sie.«

»Ich erreiche sie eben nicht. Nein, halt: Wir erreichen sie eben nicht. Glaubt bloß nicht, dass es euch auch nur im Geringsten besser geht als mir! Das ist doch ... das ist doch keine Kommunikation!«

»Laut Watzlawick ...«, setzt Line an.

»Lass mich mit Watzlawick in Ruhe, verdammt noch mal!« Der ruhige, besonnene und sachliche Jakob Rother hat etwas anderem Platz gemacht. »Wisst ihr, was das alles heißt? Ich sag's euch: Es heißt, dass sich niemand auch nur einen Dreck dafür interessiert, wer +AnswerMachine+, OLevi0, Amoeba18X et cetera überhaupt wirklich sind.«

»Das gilt auch für RealMindField, Jakob«, sagt Line.

In der Luft hängt das Geräusch eines bewussten, tiefen Einatmens, so als hebe jemand zu einer Erklärung an. Der ältere Herr blickt in die Runde und sagt mit dem Gestus sanfter, aber bestimmter Nüchternheit:

Zweig

»Mein Herz ist ausgebrannt und die Gefühle im Keim erstickt, eh sie noch Leben waren ... Wie einsam ist mein Herz ... Wer so gezeichnet ist vom Leid, der soll im Dunkel liegen und im Dunkeln weinen ... Und Sehnsucht hab ich nach den hellen Dingen. Verlangen, ruhend meine müde Hand der Schulter eines Freundes zu vertrauen.«¹⁶

Bei den letzten Worten liegt sein wacher Blick auf Jakob. Auf einem Jakob, der zerrissen ist. »Ausgebrannt«, »einsam«, »Leid«, »Dunkel« ... Jaja, so ist es. So ist es ganz gewiss. Aber was ist mit dem »Verlangen«, der »Sehnsucht«, den »hellen Dingen?« Jakob weiß, hier ist noch eine Schlacht zu schlagen, und so nimmt er seine

ganze Kraft zusammen, als er sich mit stumpfem Blick an Line, Thomas, Lars und Severin wendet:

»Das mag ja sein, mein Gott, aber ..., aber ...«

Jakobs Zittern hat sich zu einem Beben verstärkt. »Aber es kann doch nicht sein, dass der Mensch, dass der einzelne Mensch nichts mehr zählt. Dass er nichts mehr wert ist.«

»Der Wert eines Menschen«, meint Severin Korinth sanft, »lässt sich heutzutage ziemlich genau beziffern.«

Mit diesem Schlag hätte Jakob rechnen müssen, aber die Tatsache, dass ausgerechnet hier, im Café Fräulein Reh, dieser Standpunkt von einem Stammgast geäußert wird, macht es Jakob unmöglich, sich unter ihm wegzuducken.

»Wir sind alle anonym.« Jakob lässt jeden Satz wie eine Frage erscheinen. »Und exakt so wollen wir es haben. Wir interessieren uns nicht für die Menschen. Und wir wollen auch nicht, dass sie sich für uns interessieren. Ist es das?«

»Ich, ähm ...«

»Ist es das?« Jakobs Worte sind jetzt nur noch sehr leise zu hören.

Line Engelfeld seufzt mit einer Mischung aus Unlust und Verständnis, bevor sie schließlich zu Jakob gewandt meint: »Ich sage ja nicht, dass ich all das gut finde. Es ist aber, das wirst du zugeben, ein Symptom unserer Zeit. Wir sind, entschuldige den leicht pathetischen Ausdruck, Kinder unserer Zeit. Und es ist etwas Einmaliges, Jakob. Etwas nie Dagewesenes. Nie zuvor waren Menschen mit einer derartigen Gemengelage an Situationen konfrontiert. Nie

zuvor mussten sich Menschen in einer derartigen – wenn du so willst – Problemlage zurechtfinden. Du hast dich mit der Situation arrangiert, RealMindField«, sie spricht den Nickname sehr deutlich aus und betont jede einzelne Silbe, »und wir stehen vor Herausforderungen, von denen unsere Eltern und Großeltern nicht die geringste Vorstellung hatten. Vergleichbares mit uns und unserer Zeit hat es noch nie gegeben. Genieße das, Jakob!«

Die Stille im Café Fräulein Reh hat etwas Definitives. Jakob Rother steht mittlerweile an seinem runden Tisch, schaut kurz aus dem Fenster, lässt seinen Blick fahrig über die Anwesenden gleiten, schaut dann erneut aus dem Fenster, diesmal um einiges länger, und sagt schließlich tonlos:

»Punkt.«

Er klappt seinen Laptop zu, ohne ihn auszuschalten, und lässt ihn in den Rucksack gleiten. Sein Stuhl ist ein wenig von seinem Tisch abgerückt. Im Gehen hört er noch:

Zweig

»Ich will nur nicht mehr leben müssen ... nicht mehr so furchtbar sein ... nicht mehr leiden ...«¹⁷

Der ältere Herr erhebt sich von seinem Stuhl und streift seine Jacke über. Sein kurzer Blick zu Fräulein Reh wird mit einem knappen Nicken erwidert, bevor er Jakob gelassen und gleichwohl zügig folgt. Als dieser ihm die Tür aufhält, unterstreichen sein Blick und

seine Körperhaltung die ganze Eindringlichkeit, die in dem einzigen Wort mitschwingt, das Jakob in diesem Augenblick zu äußern imstande ist:

»Bitte!«

Die Tür des Fräulein Reh schließt sich.

- 14 Zweig, Stefan: »Tersites«. Zitiert in: Rassmann. S. 70
[zuerst: Leipzig: Insel-Verlag, 1907]
- 15 Zweig, Stefan: »Tersites«. Zitiert in: Rassmann. S. 72
- 16 Zweig, Stefan: »Tersites«. Zitiert in: Rassmann:
»Im Strudel der Moderne«. S. 69
- 17 Zweig, Stefan: »Tersites«. Zitiert in: Rassmann:
»Im Strudel der Moderne«. S. 74

5

Die Welt scheint um Jakob herum zusammenzustürzen. Die leicht heruntergekommen wirkenden Häuser, die die Seitenstraßen säumen, durch die er eilt. Die Laternen, die Hälfte von ihnen eh außer Betrieb. Die Autos, die ihm entgegenkommen oder ihn überholen, jedes einzelne in seinen Ohren unter dröhnendem Hupen. Die Menschen längst keine Individuen mehr, sondern eine homogene, gesichtslose Substanz in unaufhaltsam gleitender Bewegung. Jakob befindet sich in einem Strudel. Nein, kein Strudel, mehr ein Tunnel, durch den er gesogen wird, ohne dass ein Ende abzusehen wäre. Geschweige denn ein Licht.

Der Blick in den Tunnel ist Jakob in diesem Moment sogar willkommen. Im Grunde will er nichts sehen, nichts hören, nichts fühlen. Einzig akzeptabel ist für ihn das gleichmäßig hektische Auftreffen seiner Schuhsohlen auf dem Asphalt, den er wie eine Gummimatte wahrnimmt. Weich, unangenehm weich. Ein trügerisches Gefühl des abwechselnden Vorankommens und Feststeckens wie in diesem ganz bestimmten Alptraum, den jeder kennt: Der Drang nach Flucht, die Panik, gleichzeitig die Unmöglichkeit, das eigene Tempo zu bestimmen. Verlust der Kontrolle, die Erkenntnis, ein Spielball zu sein. Eine Erkenntnis, die zum Bewusstsein wird,

zur Gewissheit. Und dennoch dieser gebieterische Sog in Richtung einer massiven Mauer, an der man über kurz oder lang zerschellen wird. Dieser Moment des Aufpralls ist für gewöhnlich auch der Moment des Erwachens.

Wie viele der anonymen Figuren um sich herum hat Jakob seit dem Verlassen des Fräulein Reh angerempelt und beinahe über den Haufen gerannt? Wie oft hat man ihm die Worte »Pass doch auf!«, »Ey, du Penner!« oder »Arschloch!« hinterhergerufen? Jakob weiß es nicht, es ist ihm auch vollkommen egal. Es ist sowieso alles zu einer Masse zerflossen, zu einem Brei verkocht. Sowieso. Das Lieblingswort des Zynikers. Sowieso. Anders gesagt: Alles egal. Einfach mal ein Zyniker sein, was hat Jakob all die Jahre davon abgehalten? Sich einen feuchten Dreck scheren um die Frage, ob das, was man tut, richtig ist. Fair. Edel. Moralisch. Anständig. Hochwertig. Altruistisch. Empathisch. Kurz: GUT. Weg damit! Gleichgültig sein! Nur einmal gleichgültig sein! So wie die anderen. Welche anderen? Es gibt keine anderen. Nur an sich selbst denken. Nur an sich selbst. Nur an sich. Nur an ...

»Ich weiß, wie es Ihnen geht, mein junger Freund. Ich weiß es. Und ich glaube auch zu wissen, was Sie brauchen.« Die Würde und Erhabenheit, die der ältere Herr ausstrahlt, sind vollständig frei von jeglicher Arroganz.

»Was ich brauche?« Jakob würde seinem Gegenüber gern in die Augen sehen, aber sein Blick irrlichtert zwischen seinen eigenen Schuhspitzen und dem Ausleger eines Baukrans auf dem angrenzenden Grundstück hin und her.

Der ältere Herr bückt sich – es wirkt, als büße er dadurch nicht einen Zoll seiner stattlichen Größe ein – und hebt eine dünne Metallstange vom Boden auf. Sehr langsam, aber stetig beginnt er, mit der Stange leicht gegen die Bruchsteinmauer hinter sich zu schlagen. Das Geräusch hat nichts Penetrantes, vielmehr ist es die vollkommen harmonische Spiegelung des sanften Vibrierens des Metalls.

›doing‹

»Was ich brauche, sagen Sie? Sie wissen, was ich brauche? Und Sie glauben zu wissen, wie es mir geht? Ich werde ...«

›doing‹

»... ich werde ...«, Jakob versucht sich zu sammeln, was nach dem Parforceritt durch die zerfallende Stadt eine übermäßige Anstrengung darstellt. »Ich werde Ihnen sagen, wie es mir geht. Wobei – ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen – ich glaube nicht, dass ...«

›doing‹

»Also, ich glaube nicht, dass jemand wie Sie in der Lage ist, meine Situation wirklich zu begreifen. Sehen Sie, ich habe soeben ...«

›doing‹

Unbeirrt lässt der ältere Herr Metall auf Stein treffen und verliert Jakob dabei keinen Moment aus seinem Blick.

»Sehen Sie, ich habe soeben erfahren, dass alles – und ich meine wirklich alles –, was ich für richtig gehalten habe, nichts weiter ist als ...«

>doing<

Jakobs Stimme ist leiser geworden. Balancierter. Weniger hektisch. In seinem Kopf breitet sich das Gefühl eines angenehmen Gleichgewichts aus. »Es ist nichts weiter als eine Illusion. Eine Illusion, die ich mir selbst geschaffen habe. Das heißt, eigentlich ...«

>doing<

»Eigentlich bin ich mir gar nicht sicher, ob ich sie selbst geschaffen habe, wissen Sie? Im Grunde genommen hat man mir das alles irgendwie aufgedrückt. Ich meine, dieser ganze Zinnober von wegen Heldentum und Feigheit und dieser ...«

Jakob erkennt verblüfft, dass er mittlerweile angefangen hat, auf das Geräusch zu warten. Dieses Geräusch der Metallstange, die auf die Bruchsteinmauer trifft, bestimmt nunmehr seinen Rhythmus und hat ihn selbst in eine Schwingung versetzt, die er wohligh bemerkt.

>doing<

»Und dieser Unfug von wegen Freundschaft. Ich meine, was bedeutet denn das heute noch? Nichts. Absolut nichts. Wir können das alles getrost vergessen. Und Sie werden ja wohl verstehen ...«

>doing<

»Sie werden verstehen, dass ich all das erst mal verdauen muss. Ach, was heißt verdauen? Ich muss meine Lehren daraus ziehen. Ich muss daraus lernen und dementsprechend leben. Am besten von jetzt auf gleich. Ich meine, wenn Snowden und ...«

>doing<

»Wenn Snowden und Assange und Padman und wie sie alle heißen, wenn sie alle im Grunde genommen Feiglinge sind, erbärmliche Loser und nichts weiter, dann möchte ich gar nicht wissen, wer heutzutage die wahren und die letzten verbliebenen ...«

>doing<

»... die letzten verbliebenen Helden sind. Ich meine, dann gibt es doch niemanden mehr, der aus der Menge herausragt. Im positiven Sinne, meine ich.«

Jakob stellt fest, dass er in seiner Rede intuitiv immer wieder eine Pause in Kauf genommen hat, um den Klang des schwingenden Metalls zu hören. Das leise Rieseln winziger Steinpartikel auf dem

Asphalt, den kaum wahrnehmbaren Luftzug, den die Stange in ihrer Pendelbewegung verursacht. Er hat auf all das gewartet – und er wartet auch jetzt.

Doch es bleibt aus.

Es kommt Jakob vor, als sei eine Uhr, die jahrzehntelang sanft und gleichförmig geschlagen hat, mit einem Male stehen geblieben. Das Pendel ruht. Es ist Stille eingekehrt. Einfach nur Stille. In Jakob und ebenso um ihn herum. Nicht einmal der Wunsch, den alten Mann zu fragen, ob er genau dies hat erreichen wollen, stört Jakobs Gedanken mehr. Stattdessen hört er den Herrn sagen:

»Glauben Sie mir, Jakob: Ich weiß es. Kommen Sie, ich möchte Ihnen etwas zeigen.«

Das Lächeln um Jakobs Mundwinkel ist kaum zu erkennen, es ist nichts als der Ausdruck plötzlicher innerer Ruhe. Nur für einen kurzen Augenblick verengen sich seine Augen zu Schlitzen, als er dem etwas verblüfft schauenden älteren Herrn mit einer entschuldigenden Geste die Eisenstange aus der Hand nimmt. Jakob wiegt sie in seiner Rechten und greift mit der Linken in die Innentasche seiner Jacke. Das Smartphone, das er zu Tage fördert, wirkt ein wenig abgegriffen.

Unter dem unaufdringlich fragenden Blick des älteren Herrn, der nichtsdestoweniger etwas Wissendes hat, wirft Jakob das Smartphone etwa drei Meter hoch senkrecht in die Luft, greift die Eisenstange mit beiden Händen, holt aus – und trifft das Telefon im Fallen mit einem perfekten, kraftvollen Schwung, der jedem Baseball-Profi Ehre gemacht hätte. Unter einem Krachen zersplittert das Gerät, die

Einzelteile verstreuen sich auf dem Bürgersteig, einige von ihnen regnen auf das angrenzende Baugrundstück und die Straße hinab.

»Jakob?« Der ältere Herr blickt überrascht und gleich darauf zufrieden.

»Ich komme«, antwortet Jakob, während er die Eisenstange über die Bruchsteinmauer wirft. »Ich komme.«

*

Man hat sich an ihn gewöhnt, wie man sich an eine Werbetafel, einen Briefkasten oder einen Zigarettenautomaten gewöhnt. Solche Dinge sind eben da, und sollten sie eines Tages verschwinden oder verschwunden sein, ist damit noch längst nicht gesagt, dass ihr Fehlen von jemandem bemerkt wird. Mit ihm ist es genauso. »Stacki« nennt man ihn. Einfach »Stacki«. Niemand weiß so recht, ob dieser Spitzname von seinem wirklichen Namen herrührt oder irgendeinen anderen Ursprung hat. Stacki sitzt seit Wochen, vielleicht sind es auch Monate, an unterschiedlichen Stellen in einer etwas ruhigeren Seitenstraße der Einkaufszone und bettelt.

Ihm selbst kommt es nicht wie betteln vor, da er schließlich für das, was die Passanten ihm geben, durchaus eine Gegenleistung erbringt. Die Art der Gegenleistung hängt von seiner Laune und Tagesform ab: Mal singt er mit erstaunlich angenehmer Stimme Gassenhauer aus den zwanziger und dreißiger Jahren wie »Tante Paula liegt im Bett und isst Tomaten«, dann wieder rezitiert er Gedichte, bisweilen pathetisch, bisweilen urkomisch, zwischendurch

jongliert er mit Gegenständen, die er aus den Tiefen seines uralten Militärschlafsacks hervorkramt. Ab und zu wünscht er den vorbeieilenden Leuten einfach einen schönen Tag, schenkt ihnen ein Lächeln und/oder hält mit Tüten beladenen Kunden die Tür eines Geschäfts auf. Was auch immer er tut: Stacki ist freundlich und unaufdringlich, verbindlich, aber stets höflich distanziert. Anders gesagt: Er gehört, wenn nicht zum Inventar, so doch zur Szenerie.

Und trotzdem gibt es Menschen, die sich von Stacki belästigt fühlen. Nicht etwa von seinem Verhalten oder Benehmen, seinen Liedern, seinen Gedichten oder Kunststückchen und Gefälligkeiten. Auch nicht von seiner stark verschmutzten Kleidung, seinen ausnehmend schlechten, gelb-schwarzen Zähnen und seinem strähnigen Haar. Nein, belästigt fühlen sie sich von seiner bloßen Existenz. Er ist bereits bespuckt, geschlagen oder getreten worden. Auch hat man ihn schon einmal nachts mit Isolierband in seinem Schlafsack festgeschnürt und dann in einen Müllcontainer geworfen. All das hat Stacki nicht vertreiben können. Gewalt in dieser Form tut ihm zwar weh, aber sie schreckt ihn nicht dauerhaft ab, denn Stacki hat etwas, das den meisten Leuten in seinen Augen fehlt: eine Lebensphilosophie.

»Jeder Mensch«, so hat man ihn bereits mehrfach sagen hören, »ist einzigartig. Wir sind alle verschieden. Es gibt Reiche und Arme, Mächtige und Machtlose, Kluge und Dumme, Gute und Böse, Schöne und Hässliche, Verzagte und Mutige, Glückliche und Unglückliche. Und doch sind wir alle von gleichem Wert. Diesen Wert«, an dieser Stelle hebt Stacki für gewöhnlich seine Handflächen leicht in die

Höhe, um sie wie Waagschalen auf und ab zu bewegen, »kann man nicht beziffern. Er ist auch nicht variabel oder flexibel. Nein, der Wert eines jeden Menschen ist stets gleich. Und zwar gleich hoch. Denn: Wir alle sind eine Einheit, die man Menschheit nennt. Und was noch wichtiger ist«, hier macht Stacki zumeist eine bedeutungsschwangere Pause, während derer er seine mehr oder minder zahlreichen Zuhörer reihum mit hochgezogenen Augenbrauen fixiert: »Was noch wichtiger ist: ein Dummer kann etwas Kluges tun, wie ein Unglücklicher Glück bringen kann und ein Hässlicher seine eigene Schönheit in sich trägt. Ein Verzagter kann schon allein deshalb ein Held sein, weil er sich von seiner Angst nicht unterkriegen lässt. Was ich sagen will: In jedem einzelnen Menschen stecken ungeheure Möglichkeiten, so unscheinbar er auch sein mag, weil jeder Mensch Teil der Menschheit und gleichermaßen ihre Summe ist.« Eine Neigung zu Pathos und Dramatik hat Stacki zweifellos, und er scheint gerade damit regelrecht aus der modernen Zeit gefallen zu sein.

Auch Jakob Rother ist dieser Obdachlose bereits des Öfteren aufgefallen, und Jakob hat ihn stets als farbigen Sprengsel innerhalb des ohnehin bunten Stadtbildes des heutigen, postmodernen Berlin angesehen. Als Jakob mit dem älteren Herrn in die Straße einbiegt, in der Stacki sein Tagewerk verrichtet, eröffnet sich ihnen eine Szenerie, die in der Zeit ebenso unverrückbar verankert zu sein scheint:

»Hast du mich etwa gerade angequatscht?« Die Stimme des Mannes im teuer wirkenden dunklen Anzug klingt kalt und bedrohlich. Zusammen mit einem weiteren, nicht minder elegant gekleideten Mann steht er vor Stacki, der sich auf dem Kopfsteinpflaster

sitzend notdürftig auf den Ellbogen abstützt, so als wäre er soeben niedergeschlagen worden. Sein Blick ist entgeistert auf die Männer vor ihm gerichtet.

»Nein, ich habe Sie nicht ..., ich meine, ich wollte nicht ...«, stammelt er mit geweiteten Augen.

»Du hast mich angequatscht, du erbärmlicher Penner!«, zischt der Mann weiter. Hinter ihm erscheinen zwei junge Frauen in modisch-eleganter Garderobe, die sich durch voluminöse Sonnenbrillen vielsagende Blicke zuwerfen. Eine derartige Situation scheinen sie nicht zum ersten Mal zu erleben. Ihre Begleiter bauen sich vor Stacki auf, selbstsicher und unnachgiebig. Ein gezielter Fußtritt befördert die Schüssel, in der sich Stackis im Laufe des Tages gesammeltes Kleingeld befindet, mehrere Meter durch die Straße. Es scheint nur ein letzter Funke zu fehlen, ehe die Situation endgültig eskaliert.

Jakobs Blick wandert zwischen dem völlig eingeschüchterten Stacki und dem älteren Herrn hin und her. Er ringt sich ein Kopfschütteln ab, als er schließlich fragt: »Was soll das? Was wollen die denn von dem armen Kerl?«

Der ältere Herr atmet durch die Nase ein und antwortet mit einem leicht verächtlichen Schnaufen: »Was Sie hier sehen, mein lieber Jakob, ist der Unterschied. Der feine Unterschied.«

»Was heißt hier feiner Unterschied? Größer kann ein Unterschied doch gar nicht sein: Die Typen sind ihm klar überlegen, nicht nur körperlich, sondern in jeder Hinsicht. Die haben Geld und alles, was dazugehört. Gegen die hat Stacki doch nicht die

geringste Chance. Wenn die Lust haben, schlagen sie ihn zusammen und kommen wahrscheinlich auch noch ungestraft davon. Von einem feinen Unterschied kann also keine Rede sein.«

»Das meine ich auch nicht.« Die Augen des älteren Herrn ruhen auf Stacki, der versucht, mit beschwichtigenden Gesten das Schlimmste abzuwenden.

»Sondern?«

Zweig »Seid ihr denn Menschen? Menschenfelle seid Ihr, Hände hart wie Kieselsteine. Die Ihr doch kein Weinen kennt.«¹⁸

Jakob spürt eine merkwürdige Hitze in sich aufsteigen, die das Gefühl der Balance zu überdecken beginnt. »Sie meinen, die Kaschmir-Typen da vorne wollen nichts als nur ihren Spaß haben – oder das, was sie sich unter Spaß vorstellen? Die lassen einfach ihre überschüssige Energie an dem nächstbesten Schwächeren aus – wahrscheinlich auch, um ihre Chanel-Tussis zu beeindrucken – und haben dabei keine Ahnung, was sie anrichten?«

»Im Grunde ist das so«, antwortet der ältere Herr. Dabei nestelt er an einem Drehbleistift, den er aus der Jackentasche gezogen hat. Es scheint, als wolle er Augen und Hände bewusst mit etwas anderem beschäftigen, um Jakob nicht von seinen Gedanken abzulenken. »Aber was glauben Sie, Jakob, warum die beiden Männer sich ausgerechnet diesen ... Stacki ausgesucht haben?«

»Nun, wahrscheinlich, weil er gerade da war. An wem sie ihren Überdruck auslassen, ist denen egal.«

»Vermutlich würden das diese Männer exakt so beschreiben. Was ihnen allerdings nicht bewusst ist: Gar so einfach ist das alles nicht, Jakob.«

Die Hitze hat sich allmählich in Jakobs Körper ausgebreitet und lässt ihn ein wenig hastig atmen. »Warum denn ausgerechnet Stacki? Ich meine, klar, er hat vielleicht ...«

Zweig

»Hab' ich mein Herz nicht ganz an Euch verschwendet, nicht das Einzige gesagt, das nützen kann? Nur weil ich hässlich bin, darf ich nicht fühlen wie andre, darf nicht reden? Oh, so will ich schweigen, alles, alles niederringen, was mich mit Euch, mit Menschlichkeit verbindet! Denn Ihr, was seid Ihr denn?«¹⁹

Jakob beginnt zu schwitzen und fühlt einen Schwindel aufsteigen. Dennoch nimmt er die Szenerie nun mit äußerster Klarheit wahr. Klarheit. Hitze und Klarheit. Die zwei Polizisten, die sich neben die jungen Männer und Frauen stellen und sie ansprechen. Stacki, der versucht, etwas zu sagen. Hitze und Klarheit. Den Polizisten, der eine beschwichtigende, abwehrende Handbewegung macht – auf Stacki gemünzt. Hitze und Klarheit. Den Mann im Anzug, der sein Kinn drohend in Stackis Richtung reckt. Hitze und Klarheit. Das Grinsen der jungen Frau. Den Handschlag, den die jungen Männer und die Polizisten austauschen. Hitze und Klarheit. Den drohend erhobenen Zeigefinger des Polizisten gegenüber Stacki, danach die knappe Verabschiedung. Hitze und Klarheit. Den verstolenen

Tritt des jungen Mannes gegen Stackis Knie, hinter dem Rücken der Polizisten. Hitze und Klarheit. Die Worte des älteren Herrn:

Zweig

»Alle wollen Güte und ich will Kraft. Ein krummer feiger Schuft, ein lautes Weib, das sind jetzt meine Feinde. Wo sind die Helden?«²⁰

Jakob explodiert. Etwas bricht sich in ihm Bahn, das er so noch nicht gekannt hat: Wut. Heiße, feurige Wut. All sein Sarkasmus, der ihn vor der Welt geschützt hat, ist verschwunden. Was bleibt, ist namenlose Wut. Jakob stürzt über den kleinen Platz, der ihn von Stacki und den beiden Männern trennt. Dabei spürt er nicht, dass – oder auch nur ob – seine Füße den Boden berühren. Er weiß auch nicht, ob er irgendetwas sagt. Hinterher wird man ihm erzählen, er habe laut gebrüllt, als er den ersten Mann mit gewaltiger Wucht zu Boden riss und dem zweiten noch im Aufspringen die Schulter in den Leib rammte. Wie durch einen roten Schleier nimmt Jakob wahr, dass er die am Boden liegenden Männer am Kragen packt, dass Stacki auf ihn zueilt – um zu helfen, um zu schlichten, wer kann das sagen? –, dass er selbst jetzt den Polizisten hinterherschreit:

»Hey! Heeeeeeyyyy!«

Dieser Schrei wäre gar nicht nötig gewesen, denn die Polizei ist längst im Laufschrift zurückgekehrt. Jakob wird mit gekonnten Griffen gepackt und zu Boden gedrückt.

»Ganz ruhig, ja? Ganz ruhig!« Dies sind die letzten Worte, die Jakob bewusst registriert. Die Menschentraube, die seine

Verhaftung mitbekommt, zerstreut sich erstaunlich schnell. Stacki sitzt derweil zitternd auf seinem Militärschlafsack wie einer, der nicht fassen kann, was soeben passiert ist, und nicht weiß, ob er daran die Schuld trägt.

Zur gleichen Zeit geht der ältere Herr schnellen Schrittes, aber unaufgeregt die Einkaufsstraße entlang. Ein flüchtiger Betrachter würde den Eindruck gewinnen, hier führe ein Passant fahrig Selbstgespräche. Nur bei genauem Hinhören wären jene Worte verständlich, die der Herr dem abwesenden Jakob Rother widmet:

Zweig

»Nur die Einsamkeit hat mich geschwächt und vorher auch feig gemacht. Nun glüht mein Wille.«²¹

Im Gehen nimmt der ältere Herr das Gleichmaß seiner Umgebung wahr und weiß doch um die Verzweiflung, die eines der zahllosen Rädchen in der Maschinerie aus seiner Verankerung gerissen hat. Er weiß, wie sich Jakob fühlt – und er weiß, was Jakob braucht:

»Ich will dir Freund sein, wie bisher noch nie ein Mensch des andern war.«²²

84 Zweig

Er biegt in die Straße ein, in der das Fräulein Reh liegt. Nun gilt es zu reden.

Mit ihr zu reden.

- 18 Zweig, Stefan: »Tersites«. S. 38 f
- 19 Zweig, Stefan: »Tersites«. S. 19 f
- 20 Zweig, Stefan: »Tersites«. S. 37
- 21 Zweig, Stefan: »Tersites«. S. 44
- 22 Zweig, Stefan: »Tersites«. S. 26

6

Es ist schon längst nicht mehr die Frage, ob es passiert, sondern einzig, wann. Wie jemand, der beim Klingeln des Telefons bereits weiß, dass es sich um die Ankündigung des baldigen Ablebens eines geliebten Menschen im Krankenhaus handelt, hat sich Anna Reh in den vergangenen Stunden gefühlt. Und so bedarf es nicht vieler Worte, als der ältere Herr das Café betritt und ihr einen Blick zuwirft, der zugleich Ernsthaftigkeit und Gelassenheit ausdrückt.

Sie stehen am polierten Tresen und sind sich einig: So musste es kommen. Früher oder später. Jakobs Ausbruch, dem der Zusammenbruch unmittelbar folgte, die lange verschüttete Aggression, die sich ihren Weg gebahnt hat, die ohnmächtige Wut, die nur noch eines winzigen Funkens bedurfte, um sich in einer gewaltigen Explosion zu entladen: All das haben sowohl Fräulein Reh als auch der ältere Herr kommen sehen. Jakobs Verhaftung erscheint lediglich als eine logische Konsequenz und passt nur zu gut in das Bild eines Verzweifelten, der an der Mauer der Konventionen jener Gesellschaft zerschellt, gegen die er ankämpft.

»Wo ist er jetzt?«, lautet somit die einzige Frage, die Fräulein Reh beschäftigt, und die Nennung des Polizeireviere, auf das Jakob vermutlich verbracht worden ist, stellt den finalen Mosaikstein dar.

Die Nachricht macht im Café selbstredend schnell die Runde. Line Engelfeld ist die Erste, die aufsteht, um sich an Severin Korinths Tisch zu setzen, der als Epizentrum der nun folgenden Diskussionen fungieren soll. Lars Eckmann und Thomas Gerbmeister folgen ihr wie auf ein geheimes Zeichen hin. Als sollte jegliche Störung von außen abgeblockt werden, erstirbt jedwede Online-Kommunikation. Chats und Foren werden verlassen, Browserfenster geschlossen, Betriebssysteme heruntergefahren, Laptops zugeklappt. Nicht einer der Anwesenden macht auch nur die geringsten Anstalten, Jakobs Verhaftung im Web publik zu machen. Dies hieße, den Vorfall zu trivialisieren, ihn zu einem Ereignis zu deklassieren, wie sie täglich zu Tausenden durch das Netz flimmern, um dann ebenso schnell wieder im Orbit der Bedeutungslosigkeit zu verglühen. Hier geht es um mehr. Um deutlich mehr.

Fleisch und Knochen.

An der kleinen Garderobe in der Nähe des Tresens hängt ein Mantel, wobei das Wort »Mantel« nicht passt, denn tatsächlich handelt es sich eher um eine Monstrosität. In ein knalliges Pink, das das Auge nicht beleidigt, sondern schlicht überfordert, mischt sich ein Muster, das in Schwarz- und Gelbschattierungen das Bild eines Drachen zeigt, der sich mit weit ausgebreiteten Schwingen aus einem Dornenstrauch erhebt. Einzig und allein Anna Reh ist fähig, diesen Mantel mit Eleganz und Beiläufigkeit zu tragen. Zweifellos: Es mag Menschen geben, die ein solches Kleidungsstück besitzen, weil sie

glauben, damit ein Statement setzen zu können. Für sie ist es ein Ausdruck unbändiger Kraft und massiver Rebellion, die – angeblich – hinter ihrer bürgerlichen Fassade schlummern. Diese Menschen erkennt man nicht zuletzt an den zahlreichen Bildern von Wölfen, Tigern und glutäugigen Fabelwesen, mit denen sie ihre Facebook-Profile ausstaffieren. Ebenso unverzichtbar sind ihre diversen Tattoos in asiatischer Kalligrafie, von denen sie annehmen, dass sie wahlweise Stärke, Liebe oder Unzerstörbarkeit ausdrücken. Dass die gestochenen Schriftzeichen bei Asiaten gelegentlich Heiterkeit auslösen, entgeht ihnen. Wenn überhaupt, tragen sie einen solchen Mantel bei Kneipentouren im kleinen Kreis und legen ihn auch in den stickigsten Lokalen nicht ab. Der Mantel als Statement.

All dies hat Anna Reh nicht nötig. Sie wirft das Kleidungsstück mit einer Selbstverständlichkeit über, mit der andere Menschen in eine mausgraue Übergangsjacke schlüpfen. Bevor sie ihr Café verlässt, gibt sie einer ihrer Servicekräfte eine letzte unmissverständliche Anweisung:

»Stellen Sie den Vieren eine Flasche Absinth inklusive Gläser hin! Und vergessen Sie die Zigaretten und den großen Glasaschenbecher nicht! Ich bin in einer Stunde zurück.« Die Türe schließt sich hinter ihr.

Line, Thomas, Lars und Severin nehmen die Annehmlichkeiten, die nur eine Minute später auf ihrem Tisch stehen, mit einem leichten Nicken zur Kenntnis. Weder den Alkohol noch die Zigaretten werden sie anrühren, und doch ist all das in der jetzigen Situation elementar wichtig.

*

Die Glasscheibe zwischen dem Korridor des Polizeireviers und dem kleinen Verhörzimmer düstet den giftigen Geruch von Glasreiniger aus, wie überhaupt das gesamte Gebäude eine in ihrer Sauberkeit nahezu feindliche Aura verströmt. Im Gegensatz hierzu steht die freundliche Verbindlichkeit, mit der Anna Reh von einer jungen Beamtin darüber informiert worden ist, dass Jakob Rother, sobald man seine Personalien aufgenommen hat, das Revier wieder wird verlassen dürfen.

»Aber damit ist die Angelegenheit nicht ausgestanden, wenn ich das richtig sehe«, erkundigt sich Anna Reh.

»Nein, sicher nicht.« Die Polizeibeamtin ist nicht weniger als einen Kopf größer als ihr Gegenüber – und doch scheint sie zu Anna Reh aufzublicken. »Schließlich haben wir es hier mit einem tätlichen Angriff zu tun, und das ist nur die Spitze des Eisbergs. Da wird noch einiges kommen.«

»Herr Rother ist, zumindest soweit ich weiß, ein unbescholtener Bürger«, meint Fräulein Reh entschieden und völlig aggressionsfrei.

»Und das«, nimmt die Polizistin ihren Gedanken auf, »kommt ihm jetzt zugute. Deshalb werden wir ihn auch nicht hierbehalten. Darüber hinaus steht er weder unter Drogen- noch unter Alkoholeinfluss und zeigt sich durchaus kooperativ. Er stellt also zumindest augenscheinlich keinerlei Gefahr dar.«

»Ich kann ihn also mitnehmen?«

Die Beamtin lacht kurz auf, wobei das Schaukeln ihres blonden Pferdeschwanzes die Strenge ihrer Uniform praktisch aufhebt. »Ja, können Sie. Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, aber Sie klingen ein wenig, als wären Sie seine Mutter oder seine Tante, und Ihr Junge wäre auf der Schultoilette beim Rauchen erwischt worden. Aber ja, Sie können ihn mitnehmen.«

Anna Rehs Blick ist unmöglich zu deuten, und ebenso unmöglich ist es, zu ergründen, wie sie, eingehüllt in das pinkfarbene Ungetüm, etwas Mütterliches ausstrahlen kann. Aber sie tut es.

Wenige Minuten später schreitet sie gemeinsam mit Jakob den Bürgersteig entlang. Das heißt, Jakob schreitet weniger, vielmehr ist seine Haltung eine Mixtur aus Scham, Schuldgefühl, Dankbarkeit, Unsicherheit und Trotz. Sein Blick ist auf seine Schuhe gerichtet, als er sagt:

»Vielen Dank, Fräulein Reh, dass Sie mich ... ich meine, dass Sie gekommen sind. Sie haben mir sehr geholfen. Ich meine, das war ...«

»Ich habe dir nicht geholfen, Jakob.« Das vertrauliche »Du« gegenüber einem Erwachsenen, von dem man sich konsequent siezen lässt – nie zuvor hat es in Jakobs Ohren verbindlicher geklungen.

»Doch, das haben Sie. Schließlich ...«

»Das habe ich nicht, Jakob. Zumindest noch nicht.« In diesen Satz mischt sich ein leiser Seufzer. »Sag mal, kennst du irgendjemanden in dieser Gegend?«

»Nicht dass ich wüsste. Wenn überhaupt irgendwo, beginnt mein Kiez erst ein paar Straßen weiter. Wieso?«

»Schön.« Anna Reh bleibt abrupt, aber ohne Hast stehen. »Dann wird dir das hier ja nichts ausmachen.«

Fräulein Reh geht in die Knie und greift in die Sprossen einer Kanalabdeckung neben dem Trottoir. Mit einer Leichtigkeit, die man einer Frau ihrer Größe und Statur niemals zugetraut hätte, hebt sie den Deckel aus seiner Fügung und trägt ihn ohne erkennbare Anstrengung zu einem Müllcontainer vor der nächsten Hofeinfahrt, der einen unerträglichen Gestank nach verfaulten Lebensmitteln ausströmt. Ohne Jakob näher zu beachten, wirft sie den Deckel hinein und setzt ihren Weg fort, als wäre nichts geschehen.

»Fräulein Reh! Sie können doch nicht ... Warten Sie doch! Sie können doch nicht so einfach diesen ... diesen Deckel ... Ich meine, wenn da jemand ... Fräulein Reh!«

Ob Jakob verdutzt oder entsetzt ist, vermag er im Augenblick selbst nicht zu sagen. Sein erster Reflex ist, Anna Reh hinterherzulaufen, die unbeirrt voranschreitet. Schließlich jedoch besinnt Jakob sich. Er legt hektisch seine Jacke ab und steigt daraufhin etwas zögerlich in den Container mit seinem bestialischen Gestank. Jakob beginnt zu würgen, als er zwischen die verschimmelten Essensreste greift, um die Abdeckung zu bergen. Mühevoll und mit dem Erbrechen kämpfend klettert er aus dem Container und platziert das Gitter dort, wo Anna Reh es entfernt hat. Nachdem er seine Jacke umständlich und leicht schwindlig wieder angezogen hat, eilt er Fräulein Reh hinterher, die mittlerweile um die nächste Ecke verschwunden ist.

Dort prallt Jakob fast mit ihr zusammen, denn er hat nicht damit gerechnet, ihre Gestalt unmittelbar vor sich aufragen zu sehen.

»Entschuldige, Jakob, aber ich muss dir sagen, dass du ganz erbärmlich stinkst.« Anna Rehs Mimik ist ebenso mitleidig wie ernsthaft pikiert.

»Hören Sie, Fräulein Reh. So was können Sie nicht machen. Was soll der Quatsch? Wenn irgendwer in dieses Loch getreten wäre, der hätte sich mit Sicherheit ein Bein gebrochen oder was auch immer.«

»Kann es sein, dass du gerade beinahe, nun ja, gekotzt hättest, Jakob?«

»Wie? Ja, aber sicher. Was meinen Sie, was das für ekelhaftes Zeug war, in dem ich da gewühlt habe?«

»Selbst schuld, Jakob.« Das leichte Schulterzucken macht den Eindruck von bedauernder Arglosigkeit komplett.

»Was soll das heißen, selbst schuld? Ich musste das doch machen.«

»Wer hat dich gezwungen?« Ihr Blick ist fest. »Sag es mir, Jakob! Wer hat dich gezwungen, in einem Container voller ekel-erregendem Dreck zu wühlen? Wer, Jakob?«

»Mein Gott, ich musste doch ...«

Der Drache auf dem Rücken von Anna Rehs Mantel scheint seine Flügel auf und ab zu bewegen, als sie sich von Jakob abwendet und mit entschlossenen Schritten die Richtung zu ihrem Café einschlägt. Nach wenigen Metern dreht sie sich zu ihm um und sagt knapp und bestimmt:

»Komm mit! Du wirst verstehen.«

*

Die Absinthflasche ist unangetastet, der Aschenbecher makellos sauber. Und doch ist das Gespräch zwischen Severin, Line, Lars und Thomas so angeregt, kontrovers und lebhaft, wie man es für gewöhnlich gegen Ende eines Kneipenabends erwartet, wenn zurückgehaltene Emotionen und Gedanken ihren Weg nach draußen gefunden haben. So lallend und unsicher sie bisweilen geäußert werden, so ungefiltert, elementar und authentisch und gerade deshalb aufrichtig sind sie.

»Machen wir uns nichts vor: Was Jakob getan hat, war einfach nur dumm«, bietet Thomas ein vorzeitiges Fazit an.

Mit zusammengezogenen Augenbrauen und einem Kopfschütteln drückt Line Engelfeld ihre Skepsis aus: »Dumm war es sicher nicht. Unüberlegt vielleicht. Ja, unüberlegt. Wohl auch überemotional. Aber dumm? Nein.«

Lars Eckmann hat mittlerweile die Schnapsgläser auf der Öffnung der Absinthflasche zu einem fragilen Türmchen gestapelt und meint: »Ich, ähm ... Unser lieber RealMindField hat etwas getan, was er nicht hätte tun sollen. So ist das wohl. Ich, ähm ... Wir können nur hoffen, dass er damit keine schlafenden Hunde geweckt hat. Wollen wir denn unbedingt, dass die Polizei auf uns noch aufmerksamer wird, als sie es eh schon ist?«

»In einem Punkt hast du Recht. Jakob hat etwas getan.« Lines Augen sind nun geweitet. »Ja, verdammt: Er hat etwas getan! Und zwar etwas ...«

»... das wir alle schon längst hätten tun sollen!« Mit diesen Worten zieht Severin die Flasche blitzschnell unter den Gläsern weg und fängt das Türmchen wie beiläufig und mit traumwandlerischer Sicherheit zwischen Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand auf.

*

Jakob hat so gar nichts mehr von RealMindField, als er in Begleitung von Fräulein Reh das Café betritt. Verstört ist er. Vielleicht ein wenig peinlich berührt. Er vermeidet direkten Augenkontakt mit den anderen Gästen und ist doch auf der Suche nach einer Verbindung, die ihn durch die nächsten Minuten tragen kann. Der ältere Herr steht von seinem Tisch auf und kommt vorsichtig auf Jakob zu.

»Es ist schön, dass Sie wieder hier sind, mein lieber junger Freund.«

»Nun ja«, flüstert Jakob mit einem Anflug von Hoffnung in der Stimme, »zunächst möchte ich Ihnen danken, dass Sie Fräulein Reh informiert haben. Und außerdem möchte ich mich natürlich dafür entschuldigen, dass ich Sie in eine so unangenehme Situation gebracht habe. Ich weiß wirklich nicht, was da auf einmal mit mir los war.«

»Deshalb bist du hier, Jakob.« Anna Reh hat ihren Mantel wieder an die Garderobe gehängt. Der Drache ruht.

»Meinen Sie denn, dass man mir ausgerechnet hier helfen kann? Ich bin durchgedreht. Dabei wollte ich doch nur ...« Jakob hält inne. Weder weiß er, was er wollte, noch was er jetzt will.

Der ältere Herr legt ihm eine Hand auf die Schulter und dreht ihn sanft zur Seite, sodass sie nunmehr beide aus dem großen Fenster des Cafés auf die Straße schauen. Sein Blick richtet sich in eine unbestimmte Ferne, als er sagt:

Zweig

»Frohen Herzens bin ich in die Welt gegangen
Und voll Sonne war mein junger Blick,
Doch nun kehrt' ich mit verhärmten Wangen
Wieder zu der Einsamkeit zurück. [...]
Was sich dort im Leben ohne Ende
Streitet, blendet, schlägt und überschreit
Liegt hier, Farben, Töne, wie in Bände,
Meinem Willen nach, geformt, gereiht.«²³

»Was war das? Ich meine natürlich: Wo kommt das her?«, fragt Jakob, ohne den Blick von der Straße zu wenden.

»Das war und ist von Stefan Zweig«, kommt es aus der Richtung des Tresens, wo Fräulein Reh gerade einen Stapel in Leder gebundener Bücher aus einer Schublade zieht. »Und wer das war, weißt du ja inzwischen mehr als genau, Jakob.«

»Natürlich. Das heißt, bis vor Kurzem kannte ich von ihm lediglich die ›Schachnovelle‹. Schullektüre halt. Aber es ist schon faszinierend, was er zu seiner Zeit in Worte gefasst hat. Schöngest hin, Dandy her: Ich bin mir sicher, dass Zweig nicht sein ganzes Leben lang Champagner geschlürft und junge Damen angesungen hat. Eher im Gegenteil.«

»Und zwar ganz im Gegenteil, Jakob.« Anna Reh trägt den Bücherstapel vor sich her und legt ihn schließlich auf den Tisch des älteren Herrn. Mit einer höflichen, aber unmissverständlichen Geste bedeutet sie Jakob, sich zu setzen.

»Hast du dich jemals gefragt, Jakob, warum ich das alles hier mache?« Ihre Augenbrauen berühren beinahe ihren Haaransatz.

»Sie meinen das Café? Nun, erstens müssen Sie ja auch von irgendetwas leben, und zweitens ist das hier, so nehme ich zumindest an, eine Art Leidenschaft.«

Ein leicht verächtlicher Seufzer begleitet Anna Rehs erste Worte: »Pah, leben könnte ich hier von der Laufkundschaft, und zwar bestens. Ein Lokal, das die Ahnungslosen als ›typisch berlinerisch‹ empfinden, hübsche Kellnerinnen – immer ein Publikumsmagnet – und eine etwas zu schrill aufgetakelte Wirtin, voilà, schon haben wir ein Café, in dem man den Touristen, ohne mit der Wimper zu zucken, völlig überhöhte Preise unter die Weste jubeln kann. Ach, Jakob, das Leben könnte so einfach sein! Wenn da nicht ...«

»Wenn da nicht was?«

»Wenn da nicht solche Leute wären wie du. Leute, die sich hier eingenistet haben. Die gleichsam hier wohnen. Die heimlich, still und leise ihre Extrawürste gebraten bekommen wollen. Die dann und wann Dinge tun, für die man ihnen besser keine Lokalität zur Verfügung stellen sollte. Und die durchaus auch mal nach der Maxime leben: ›Erst kommt das Fressen, dann die Zahlungsmoral.«

»Frei nach Kraus.« In Jakobs Zügen mischen sich Verblüffung und allmähliches Begreifen.

»Nach Brecht, du Depp!« Line korrigiert ihn, ohne den Blick zu heben.

»So ist es nun mal, Jakob. Leute wie du. Oder wie Severin und Lars. Wie Line und Thomas. Und jetzt sage ich es noch einmal: Hast du dich jemals gefragt, warum ich das alles hier mache?«

»Wenn wir Ihnen lästig sind, Fräulein Reh, ... ich meine, das wäre mir ...«

Anna schlägt das oberste Buch auf dem Stapel auf und legt es direkt vor Jakob. Sein Blick fällt auf die Fotografie eines Herrn, der im gepflegten Anzug und mit sorgsam gescheiteltem Haar an einem Cafétisch sitzt, vor sich eine Tasse sowie einen Stapel Zeitungen und Papiere, in der Hand eine Zigarette.

»Das ist Stefan Zweig«, meint Jakob mit konzentrierter Miene.
»Das Bild kannte ich nicht, aber ihn erkenne ich natürlich sofort.«

»Richtig. Und ich denke, diese Fotografie trifft sein reales Wesen recht gut. Er war ein Mensch der Gesellschaft, ein vielseitig bewandeter Mann, der höchstes Interesse für die Welt aufbrachte, in der er lebte. Daher mag ich den Zeitungsstapel auf dem Bild. Dennoch ist diese Aufnahme nur zum Teil treffend, denn eine andere Facette bildet sie nicht ab.«

»Was meinen Sie?«, fragt Jakob, während seine Augen noch immer auf dem Foto ruhen.

Zweig

»Ging einer in die helle Sommernacht.
Dem war schon längst die letzte Liebe tot;
Er klagte nicht. – Doch purpurn war entfacht
In seinem Herz der Wunden Narbenrot.«²⁴

Die Stimme des älteren Herrn lässt die Verse ohne Pathos und doch mit einnehmender Unmittelbarkeit vibrieren.

»Es war das Romantische an Stefan Zweig, Jakob.« Fräulein Reh richtet sich unmerklich auf. »Die Liebe zur Schönheit, zur ungefilterten Emotion, zum tiefen Gefühl, zum elementar Menschlichen. Ihm ging es um den Menschen, verstehst du?«

»Ich denke schon. Also hatte Zweig im Grunde zwei völlig unterschiedliche Seiten.«

»Eben nicht.« Der Blick, den Anna Reh dem älteren Herrn zuwirft, drückt grenzenloses Einverständnis aus, als dieser sagt:

Zweig

»Oh, einmal kommt das Glück, wann es auch sei!
Da hastet nicht der Tag an mir vorbei
Hinein ins weite wirre Weltgetriebe,
Da trag' ich auch im Haare Frührotschein,
Und Sonne wird um meine Jugend sein,
Dem Prunkpokale meiner großen Liebe.«²⁵

»Es gibt Menschen, die romantische Ideale mit einem klaren und unverstellten Blick für die eigene Lebenswelt verbinden. Sie leben von der Hoffnung, sie leiden unter Ungerechtigkeit und Unzulänglichkeit – weil sie nicht anders können. Verstehst du, sie können nicht anders. Stefan Zweig war solch ein Mensch. Und du, Jakob, bist ebenfalls solch ein Mensch. Darum, und nur darum, bist du vorhin in diesen widerwärtig stinkenden Müllcontainer gestiegen und hast die Kanalabdeckung herausgeholt. Obwohl du in dieser

Gegend niemanden kennst, war dir der Gedanke unerträglich, jemand könnte sich verletzen. Du kannst nicht anders, Jakob.«

»Ja. Mag sein. Aber was hat das mit Ihrem Café zu tun, Fräulein Reh?«

Anna Reh zieht das Buch ein wenig zu sich heran und blättert um. Sichtbar wird das Bild eines leicht mürrisch dreinschauenden Mannes mit einer Zigarette im Mundwinkel und einer Schreibmaschine auf den Knien.

»Egon Erwin Kisch. Der rasende Reporter. Ein unbestechlicher Chronist.«

Die nächste Seite. Ein junger Mann mit scharfen Gesichtszügen und stechendem Blick auf einem Rednerpodest.

»Ernst Toller. Dramatiker, Essayist, politischer Aktivist.«

Die nächste Seite. Ein bieder wirkender Mann im grauen Anzug mit zurückgekämmtem Haar.

»Hermann Kesten. Autor, literarischer Agent und Förderer mit einer Leidenschaft für große Literatur ebenso wie für Gerechtigkeit und Freiheit unter den Menschen.«

Die nächste Seite. Eine attraktive junge Frau mit lockigem Haar, vor sich einen Notizblock, in der Hand einen Bleistift.

»Irmgard Keun. Verfasserin einiger der mitreißendsten Beschreibungen menschlichen Glücks und Leids.«

Die nächste Seite. Ein etwas rundlicher Mann mit Schnäuzer an einem mit Papieren übersäten Cafétisch.

»Joseph Roth. Einer der großen Erzähler der Moderne und stetiger Kämpfer für Gerechtigkeit und Menschenrechte.«

Jakobs Aufmerksamkeit hat sich längst von dem Album gelöst. Zwar nimmt er Fräulein Rehs Worte noch in aller Klarheit wahr, doch sein Blick schweift an den Cafétischen entlang. Zu Severin Korinth. Zu Thomas Gerbmeister. Zu Lars Eckmann. Zu Line Engelfeld. Zu dem älteren Herrn. Zu einem breiten Spiegel, seinem eigenen Tisch direkt gegenüber.

»Was du hier siehst, Jakob«, Anna Rehs Stimme ist ruhig und gelassen, doch zugleich eindringlich, »sind literarische Meister. Vielleicht Genies. Sie trafen sich in Cafés, um sich auszutauschen, um zu streiten und um zu arbeiten. Stefan Zweig war einer von ihnen, denn er hatte begriffen, dass sie alle, ausnahmslos alle, Individualisten waren, die doch alle, ausnahmslos alle, für die gleichen Ziele kämpften. Nenne es Glück, Liebe, Frieden, Gerechtigkeit, Menschlichkeit. Aber sie hatten gemeinsame Ziele, Jakob. Und das Café war ihr Biotop.«

»Ich denke, ich habe verstanden.« Jakobs Stimme ist rau und heiser, gleichzeitig entschlossen.

»Und wenn du möchtest, zeige ich dir noch ein Foto vom ›Roten Richard‹, dem Zeitungskellner im Romanischen Café in Berlin. Er war seinen Gästen literarisch und künstlerisch selbstverständlich weit unterlegen und wusste das auch. Aber gleichzeitig war er für sie eine Respektsperson aufgrund seiner Bildung und seiner Persönlichkeit. Er liebte seine Gäste, und sie achteten ihn. Möchtest du das Foto sehen?«

»Ein andermal vielleicht«, Jakobs Gesicht ist leicht gerötet.
»Danke.«

»Du weißt, was du jetzt tun willst, Jakob?«

»Ja, das weiß ich.«

Gemeinsam mit ihm erhebt sich der ältere Herr und streift sich seine Jacke über. Als die beiden das Café verlassen, hält er kurz inne:

Zweig

»Oh, komm in meiner Träume Reiche!
Dort drohen nicht brausende Stürme wie hier,
Dort ist meine Krone. Aus silbernem Teiche
Taucht sie empor und duftende weiche
Mädchenhände reichen sie mir. [...]
Und in die dämmernden Wogen versinken
Die Tage voll Sorge und menschlichem Leid.«²⁶

Die Tür des Cafés bleibt hinter ihnen offen stehen.

- 23 Zweig, Stefan: »Einsamkeit«. In: Silberne Saiten. S. 29.
Zitiert in: Rassmann. S. 47 f
- 24 Zweig, Stefan: »Der Dichter«. In: Silberne Saiten. S. 16.
Zitiert in: Rassmann. S. 47
- 25 Zweig, Stefan: »Vertrauen«. In: Silberne Saiten. S. 17.
Zitiert in: Rassmann. S. 46
- 26 Zweig, Stefan: »Werbung«. In: Silberne Saiten. S. 38.
Zitiert in: Rassmann. S. 43

Rike Herzogs Wohnung liegt im ersten Stock eines Mietshauses mit acht Parteien. So nüchtern und schmucklos die Fassade und das Treppenhaus wirken, so einladend und gepflegt sind sie. Es handelt sich ganz gewiss nicht um eine teure Wohngegend, trotzdem hat das Haus die Ausstrahlung einer Erholung versprechenden Insel in einem unausgesetzt wogenden Meer. Graffiti, wahllos platzierte Aufkleber und herumliegende Getränkedosen prägen den Straßenzug, Rikes Haus jedoch glänzt im wahrsten Sinne des Wortes durch Sauberkeit und Ordnung.

Jakobs Herz klopft laut und etwas schneller als gewöhnlich. Die Ungewissheit, was die Beziehung – wenn es sie denn gibt – zu Rike betrifft, nagt an ihm und stellt, dessen ist er sich sicher, einen der vielen Stachel in seinem Fleisch dar. Zumindest diesen einen Stachel möchte er nun herausziehen in der Hoffnung, nicht zu verbluten. An die Begleitung durch den älteren Herrn hat Jakob sich mittlerweile derartig gewöhnt, dass er ihm nahezu wie ein tröstlicher Schatten vorkommt. Es ist seltsam: Jeden anderen Menschen hätte er in diesem Augenblick gebeten, ihn allein mit Rike sprechen zu lassen. Dies hier ist privat. Persönlich. Zutiefst persönlich. Der ältere Herr jedoch ist präsent und doch nicht anwesend, und es

gibt nichts, was Jakob vor ihm geheim halten zu müssen glaubt. Nennt man das Vertrauen? Jakob weiß es nicht, und es ist ihm auch nicht wichtig.

»Hallo! Mit dir habe ich nun überhaupt nicht gerechnet.« In der Tat: Rikes Kleidung – dicke Wollsocken, Trainingshose und ein weiter, etwas ausgebeulter Pullover – passen eher zu einem freien Nachmittag vor dem Fernseher. Und doch erweckt Rike nicht eine Sekunde lang den Eindruck, Jakobs Besuch käme ihr ungelegen oder sei ihr gar unangenehm. Im Gegenteil, es scheint, als habe sie explizit auf jenen jungen Mann gewartet, den sie doch erst vor sehr kurzer Zeit und obendrein nur oberflächlich kennengelernt hat. Es ist merkwürdig und zugleich unfassbar schön. So wie Rike.

Jakob hat in Rikes Wohnung einen Parkettfußboden erwartet sowie die eine oder andere weiße Doppelflügeltür. Die Frage, wie sich eine junge Antiquarin eine solche Inneneinrichtung in Berlin leisten können soll, hat sich ihm hierbei nicht gestellt. Tatsächlich hat die Wohnung etwas Elegant-Gemütliches, verbunden mit Zweckmäßigkeit. Von dem schlauchartigen Flur gehen vier schmale Türen ab, und auf eine von ihnen steuert Rike zielstrebig zu, nachdem sie ihren Besuch hereingebeten hat. Schwungvoll öffnet sie die Tür und sagt herzlich: »Bitte, nimm doch Platz!«

In dem Zimmer befindet sich neben einer Reihe Bücherregale lediglich ein einziger schnörkelloser Holzstuhl, sodass Jakob ein wenig zögert, sich zu setzen. Während er noch grübelt, ob er nicht doch seinem Begleiter den Sitzplatz anbieten soll, hört er aus dem Flur Rikes tiefes, angestregtes Keuchen, begleitet von

kratzenden und schabenden Geräuschen auf dem Fußboden. Soeben will er einen Blick aus der Tür werfen, als er den Ursprung des Lärms erkennt. Rike schiebt mit der rechten Hand einen gewaltigen Ohrensessel vor sich her, der wohl normalerweise in einem anderen Zimmer steht, während sie unter den linken Arm mehr schlecht als recht einen hellblauen Plastikball geklemmt hat, wie er bei der Rückengymnastik verwendet wird. Nachdem nun für alle Anwesenden Sitzgelegenheiten vorhanden sind – der ältere Herr sitzt tatsächlich auf dem Gymnastikball und hat selbst jetzt noch eine Aura der Eleganz –, schaut Rike Jakob fragend an.

»Nimm es mir nicht krumm, aber du siehst absolut fürchterlich aus, Jakob.«

»Nun ja, so ganz einfach ist der Tag auch nicht gewesen, das kannst du mir glauben.« Der monströse Sessel zwingt Jakob geradezu in eine aufrechte Sitzhaltung und ist dabei der Inbegriff der Bequemlichkeit. Jakob fühlt eine Müdigkeit in sich aufsteigen, die man gemeinhin und zu Recht als »bleiern« bezeichnet. »Ich hatte einen Riesenkrach mit meinen Freunden, bin dann auf offener Straße ausgerastet, wurde verhaftet, wieder auf freien Fuß gesetzt – mal sehen, was das noch für Konsequenzen haben wird – und habe mir schließlich sagen lassen müssen, dass die ganze Coolness, die ich für mich in Anspruch genommen habe, nichts anderes als Fassade war, die wohl für immer abgebröckelt ist.«

»Autsch, das erklärt einiges. Tja, dann war's das wohl erst mal mit RealMindField, was?«

»Woher kennst du denn RealMindField? Ich meine natürlich, woher weißt du denn, dass ich ...?«

Die Droschkenkutscherhaltung, die Rike auf dem Holzstuhl eingenommen hat, verleiht ihren Worten einen gewissen Nachdruck: »Nur weil ich mit Begeisterung staubige alte Bücher verkaufe, lebe ich noch lange nicht hinter dem Mond. Selbstverständlich kenne ich dein Alter Ego, Jakob. Und außerdem kenne ich auch die Nicknames von deinen Freunden. Also Amoeba18X, 1derer und so weiter. Nur bei diesem Severin Korinth bin ich mir nicht so sicher. Ist das OLeviO oder +AnswerMachine+?«

»OLeviO.« Jakobs Verblüffung ist zu groß, um nicht spontan zu antworten.

»Aha. Also, ich finde es wirklich großartig, was ihr so macht. Diese ganze Darknet-Geschichte, das Aufdecken von krummen Touren und ebenso krummen Geschäften. Das ist mutig, weißt du? Es gibt allerdings eine Sache, die mir ernsthafte Sorgen bereitet.«

»Und was wäre das?«

»Nun, Jakob«, Rike richtet sich auf, streckt den Rücken durch und hebt den Blick zur Zimmerdecke, »ich bin sowohl davon überzeugt als auch davon fasziniert, dass ihr so etwas Ähnliches seid und tut wie die politisch aktiven Schriftsteller der Moderne im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts. Allerdings gibt es da einen gewaltigen Unterschied: Die Menschen von damals haben all die Gewalt und Ungerechtigkeit, gegen die sie angeschrieben haben, am eigenen Leib durchmachen müssen. Sie wurden verbotten, verfolgt, inhaftiert, gefoltert, in vielen Fällen getötet, mussten

ins Exil gehen. Ihr hingegen seid mit ein wenig Cleverness und Know-how mit einem Mausklick vom Radar verschwunden.«

»Ist denn unsere Arbeit weniger wert, weil wir nicht befürchten müssen, standrechtlich erschossen zu werden?« Jakob fühlt sich angegriffen und hilflos.

»Das meine ich nicht, und das weißt du auch. Ich frage mich vielmehr, ob du in der Lage wärst, das, was ihr anprangert, unmittelbar und ungefiltert zu ertragen.«

»Die Medien sind voll davon, und wir sind immer auf der Höhe der Zeit, Rike!« Die Hilflosigkeit verwandelt sich schleichend in Wut.

»Das glaubst du.« Rike steht auf, verlässt das Zimmer und kehrt kurz darauf mit einem Buch in der Hand zurück. Sie geht auf den älteren Herrn zu und sagt:

»Ich habe eine Seite mit einem Lesezeichen markiert und eine Passage angestrichen. Wären Sie bitte so freundlich, sie uns vorzulesen?«

Der Herr lächelt verständnisvoll, so als wisse er bereits genau, welche Passage gemeint ist. Er schlägt die Seite auf und beginnt mit ruhiger, gleichmäßiger Stimme zu lesen.

Zweig

»Dem eigentlich Grausigen des Krieges war ich in den ersten Tagen noch nicht begegnet; sein Antlitz übertraf dann meine schlimmsten Befürchtungen. [...] Das Furchtbarste waren die Lazarettzüge, die ich zwei- oder dreimal benutzen musste. Ach, wie wenig glichen sie

jenen gut erhellten, weißen, wohlgewaschenen Sanitätszügen, in denen sich die Erzherzoginnen und die vornehmen Damen der Wiener Gesellschaft zu Anfang des Krieges als Krankenpflegerinnen abbilden ließen! Was ich schauernd zu sehen bekam, waren gewöhnliche Transportwagen ohne richtige Fenster, nur mit einer schmalen Luftluke und innen von verrußten Öllampen erhellt. Eine primitive Tragbahre stand neben der anderen, und alle waren sie belegt mit stöhnenden, schwitzenden, todfahlen Menschen, die nach Luft röchelten in dem dicken Geruch von Exkrementen und Jodoform. Die Sanitätssoldaten schwankten mehr als sie gingen, so sehr waren sie übermüdet; nichts war zu sehen von dem weiß leuchtenden Bettzeug der Photographien. Zugedeckt mit längst durchgebluteten Kotzen lagen die Leute auf Stroh oder den harten Tragbahren und in jedem dieser Wagen schon zwei oder drei Tote inmitten der Sterbenden und Stöhnenden.«²⁷

110 Der ältere Herr hält inne, schließt das Buch und reicht es Rike hinüber. Diese schaut Jakob an und sagt: »Das ist von Zweig. Verstehst du? Er mag ein Schöngeist gewesen sein, ein Privilegiertes, meinerwegen ein Dandy. Aber: Er hat das, wogegen er Schönheit und Menschlichkeit setzen wollte, mit eigenen Augen gesehen. Verstehst du?«

Jakob springt auf. »Verstehst du?! Verstehst du?! Verstehst du?! Mein Gott, alle wollen heute, dass ich verstehe! Ich bin doch nicht bescheuert, verdammt nochmal!« Mit einem Tritt kippt er den Ohrensessel um, wobei das Holz der rechten Armlehne splittert. »Ich bin nicht blind und auch nicht blöd, okay? Ich weiß genau, was auf der Welt los ist. Kapiert?! Drei Worte: Ich! Weiß! Bescheid!«

Rike erhebt sich nun gleichfalls von ihrem Stuhl, macht einige Schritte zur Tür, schaut sich zu Jakob um und sagt knapp:

»Komm!«

Rike, Jakob und der ältere Herr verlassen das Zimmer und gehen den Flur entlang, bis Rike an der Tür am Kopfende stehenbleibt. Sie drückt die Klinke hinunter, öffnet die Tür und bedeutet ihren Begleitern mit einer knappen Armbewegung, hineinzugehen.

»Bitte.«

Vieles hätte Jakob sich vorstellen können, und auf alles glaubte er gefasst zu sein. Doch dieser Anblick verschlägt ihm den Atem. Der ansonsten vollkommen karge Raum ist angefüllt mit Computerequipment: Towers, Switches, Patchbays, Tastaturen, Trackballs, Lautsprechern, Subwoofern und nicht zuletzt einer sicher zweistelligen Anzahl großflächiger Monitore. Das Zimmer ist erfüllt von leisem, aber penetrantem Summen. Vor der mit Bildschirmen bedeckten Wand steht ein einzelner Drehstuhl.

»Ich möchte, dass du dich hinsetzt, Jakob. Ich werde dir etwas zeigen.« Unmissverständlich deutet Rike auf den Stuhl, und als Jakob Platz genommen hat, aktiviert sie per Mausclick ein Relais.

Innerhalb von Sekundenbruchteilen beginnen sämtliche Bildschirme blau zu schimmern, das Geräusch von diversen Lüftern schwillt an, vereinzelte dezente Pieptöne sind zu hören. Auf dem Monitor, der dem Drehstuhl unmittelbar gegenüber aufgestellt ist, liest Jakob ein einziges Wort:

WAHRHEIT

Rike lässt den Cursor auf das Wort gleiten und gibt per Doppelklick das Startsignal. Grotteskerweise fällt Jakob in genau diesem Augenblick das Wort ein, das er auf die Innenseite seiner Wohnungstür gesprayt hat. Schönheit. Schönheit. Schönheit. Irgendetwas in seinem Kopf sagt ihm, dass er dieses Wort unter keinen Umständen auch nur eine Sekunde vergessen darf. Auf den Monitoren erscheinen Bilder, Grafiken und Filme. Keine Bildschirmanzeige gleicht der anderen, sie alle zeigen völlig unterschiedliche Dinge, aus den Lautsprechern dröhnt der jeweils zugehörige Ton in einer sonderbar geordnet erscheinenden Kakophonie. Immer wieder blinkt an verschiedenen Stellen des Raumes das Wort WAHRHEIT auf.

Und Jakob beginnt zu sehen.

+++ ein Kindersoldat mit Maschinenpistole +++ die zum Bersten gefüllte Fleischtheke eines Supermarktes +++ ein Mann in einer weißen, blutbeschmierten Plastikschrürze, der einem Schwein bei lebendigem Leib den Bauch aufschlitzt +++ WAHRHEIT +++ eine endlose Liste mit Kreditkartendaten inklusive der Namen

der Besitzer +++ ein kurzer Auszug aus der Werbesendung eines Homeshopping-Kanals +++ brennende Flaggen +++ ein Bomben abwerfendes Militärflugzeug +++ WAHRHEIT +++ brennende Menschen +++ ein am ganzen Körper verbrühtes Kind +++ eine Laufleiste mit Börsendaten +++ verstümmelte Elefanten, denen man die Stoßzähne herausgebrochen hat +++ eine gigantische Flutwelle, die ein Dorf mitreißt +++ WAHRHEIT +++ widerwärtige Kinderpornografie aus dem Internet +++ ein Plastikmüll verklappender Frachter +++ ein Politiker, der grinsend ein weinendes Kind auf dem Arm hält +++ Gewinnprognosen diverser Global Player +++ WAHRHEIT +++ Arbeitslosenzahlen +++ eine Leprakolonie +++ ein Stapel brennender Bücher auf einem Marktplatz +++ ein ausgehobener Folterkeller +++ Kinder auf einem Sklavenmarkt +++ ein von der Mafia hingerichteter Journalist +++ WAHRHEIT +++ ein Laufband, das Tausende von Küken einem Shredder zuführt +++ eine Nuklearexplosion +++ Restaurantgäste, die einen lebendigen Fisch verspeisen +++ die Luftaufnahme einer gewaltigen Ölpest +++ WAHRHEIT +++ Crack- und Crystal-Meth-Abhängige +++ junge Männer ohne Hände +++ die Top-Clickzahlen in den Social Networks +++ eine Babyleiche in einem Plastiksack +++ eine völlig heruntergekommene Wohnsiedlung +++ Werbung für einen LCD-Fernseher +++ WAHRHEIT +++ Pestizide versprühende Flugzeuge +++ bewaffnete Wachleute in einer Ferienanlage +++ ein Massengrab +++ WAHRHEIT +++

Die Gestalt auf dem Drehstuhl ist in sich zusammengesunken. Mehrfach hat sie den vergeblichen Versuch unternommen, die Augen zu schließen. Es ist ihr nicht gelungen. Jetzt ist ihr Blick starr und ausdruckslos. Man könnte meinen, Spuren von Tränen zu sehen, die sich einen Weg zwischen den Schweißperlen gebahnt haben. Die Hände krampfen sich um die Armlehnen, die Knöchel und Fingernägel sind weiß und blutleer. Vor einigen Minuten noch konnte man die Gestalt fahrig und wie in einer verzweifelten Geste das Wort »Schönheit« wispeln hören. Jetzt hingegen sind die Lippen leicht geöffnet, in den Mundwinkeln haben sich Speichelbläschen gebildet. Sitzfläche und Rückenlehne des Stuhls sind nass.

»Jakob?« Rike sitzt, den Rücken an die Wand gelehnt, auf dem Fußboden. Sie hat geweint. Der ältere Herr hilft ihr auf und geleitet sie auf den Flur. Er nimmt das Telefon aus seiner Station und sagt:

»Ich denke, es wäre gut, einen Arzt zu rufen. Er wird sich wieder fassen, dessen bin ich mir sicher. Aber bis dahin wird er Hilfe brauchen.«

»Gut«, antwortet Rike. »Würden Sie dann bitte ...«

»Ich kümmere mich um ihn.« Der ältere Herr nickt Rike aufmunternd und beruhigend zu und kehrt zurück ins Computerzimmer. Er geht neben Jakob in die Hocke und blickt ihn an.

»Ich weiß, Jakob, ich weiß. Es ist viel. Und wahrscheinlich ist es zu viel. Für Sie. Für Rike. Für Ihre Freunde, ob sie nun Line und Severin oder 2GoPhilistine und OLeviO heißen. Und wohl auch für RealMindField. Es gibt Momente, da weiß ich nicht einmal, ob es nicht auch für Fräulein Reh zu viel ist. Nun«, er lacht kurz

auf, »wenn es so sein sollte, lässt sie es sich zumindest nicht anmerken.«

»Es hat doch alles keinen Sinn.« Jakob starrt nach wie vor leer auf die Bildschirme. »Es hat alles keinen Sinn.«

»Doch, Jakob, das hat es.« Der ältere Herr richtet sich auf, aus dem Flur hört man, wie Rike das Telefon in seine Ladestation zurückstellt. »Alles, was Sie eben gesehen haben, ist das Werk von Menschen. Das mag bisweilen unfassbar erscheinen. Nein, es ist unfassbar, wie Sie gerade am eigenen Leib erfahren mussten. Aber eines dürfen Sie nicht vergessen, mein lieber junger Freund: Wir sind alle nur Menschen.«

»Mit diesem Argument lässt sich am Ende jede Lumperei rechtfertigen.« Nur sehr allmählich wird Jakobs Stimme fester.

»Das dachte ich auch. Aber mit der Zeit hat sich mir die wahre Bedeutung dieses – wie haben Sie es genannt? – Arguments erschlossen.«

»Und die wäre?«

»Ganz einfach: Wir sind alle Menschen.«

Der ältere Herr stellt sich hinter Jakob und legt ihm die Hände auf die Schultern. Kurz kämpft Jakob dagegen an, seinen Kopf zur Seite sinken zu lassen, doch schließlich lässt er es zu. Der Herr lässt den Cursor auf die Schaltfläche gleiten und fährt WAHRHEIT herunter. Leicht zu Jakob hinunter gebeugt sagt er:

Zweig

»Wer so gezeichnet ist vom Leid, der soll im Dunkel liegen und im Dunkeln weinen. [...]

Und Sehnsucht hab ich nach den hellen Dingen
Verlangen, ruhend meine müde Hand
Der Schulter eines Freundes zu vertrauen.«²⁸

An der Straße vor dem Haus hält ein Rettungswagen. Mit Blaulicht,
jedoch ohne Sirene.

27 Zweig, Stefan: »Die Welt von Gestern«. S. 286 f

28 Zweig, Stefan: »Tersites«. S. 86 f. Zitiert in: Rassmann. S. 69

8

Die einen mag der Titel »Poetry Slam« angezogen haben, die anderen die Ankündigung »Literarische Soiree«. Sei's drum: Das Café Fräulein Reh platzt an diesem frühen Abend aus allen Nähten. Zwischen den Tischen sind zahlreiche weitere Stühle aufgestellt worden, der Tresen ist mit zusätzlichen Hockern bestückt, und an der Fensterfront finden sich zwei doppelsitzige Sofas, welche nunmehr mit drei, in einem Fall sogar vier Gästen besetzt sind, die mit Programmzetteln in der Hand in Richtung der Bühne blicken.

Die Bezeichnung »Bühne« ist indes nicht treffend gewählt, handelt es sich doch lediglich um einen kleinen, ebenerdigen Bereich, der mit einem Tisch, einem Stuhl und zwei Mikrofonen ausgestattet worden ist. Der eckige Tisch ist mit schwarzem Tuch umkleidet und mit einer kleinen Lampe versehen, die wie ein Leuchtfeuer in dem gedimmten Licht des umgebenden Raumes wirkt. In der Küche, von einigen der jüngeren Künstler euphemistisch als »Backstage« bezeichnet, drängen sich etwa zehn Menschen, deren Nervosität keineswegs dem anstehenden Auftritt geschuldet ist; als Teil ihrer Lebenseinstellung ist sie weit mehr als ein Accessoire.

Allein der ältere Herr strahlt eine heitere Gelassenheit aus, ein wenig wie die Leselampe im abgedunkelten Bühnenbereich. Er ist

der Einzige, der keine Manuskriptseiten in der Hand hält, auf die er immer wieder, wie die anderen, mit ein wenig Hektik schauen oder die er zum x-ten Male unnötigerweise durchzählen und daraufhin sortieren könnte. Sein Blick ruht auf dem Gewimmel um ihn herum, seine Ohren nehmen das sanfte Gläserklirren und das gedämpfte Stimmengewirr aus dem Nebenraum wie ein weißes Hintergrundrauschen wahr, beides gewiss dem Anlass gemäß und daher nicht weiter störend.

Als Anna Reh den winzigen Raum betritt und sich mit einem knappen Hochziehen der Augenbrauen versichert, dass alle Anwesenden bereit sind, geht ein rasches Kopfnicken durch die Gruppe, nur beim älteren Herrn begleitet von einem ausgeglichenen und beruhigenden Lächeln. Fräulein Reh sendet den jungen Frauen und Männern ein Zwinkern, das eigentlich nicht zu ihrer mütterlichen und dynamischen Aura passen will – keine Geste, keine Mimik wäre allerdings in diesem Moment passender –, und betritt die kleine Bühne.

Das Licht erlischt vollends, die Gespräche im Raum ersterben, zaghafter Applaus kommt auf. Fräulein Reh tritt an das auf einem Stativ montierte Mikrofon und sagt, ohne sich zuvor räuspern zu müssen:

»Herzlich willkommen, meine Damen und Herren. Der Blick ins Rund sagt mir, dass wir alle heute Abend unter Freunden sind. Ich kenne Sie, nein, ich darf sagen: Ich kenne euch, und ihr kennt mich. Ihr werdet auch die meisten Menschen kennen, die ihr heute auf unserer Bühne erleben werdet. Und doch wird dieser Abend viel Neues mit sich bringen. Viel Unbekanntes. Es wird ein Abend der

Unterhaltung sein, das kann ich sicher sagen. Denn: Wirkliche, gute Unterhaltung ist keine billige und schnell vergessene Konsumware. Wirkliche, gute Unterhaltung ist entspannend, manchmal erheiternd oder auch herzerreißend komisch. Aber genauso ist sie manchmal verstörend, vielleicht schockierend. Das, was sie uns präsentiert hat, lässt uns nicht mehr los. Sie zeigt uns Brüche auf, aber auch Verbindungen. Sie blendet uns, aber sie öffnet uns auch die Augen. Sie fordert uns, aber sie bringt uns auch voran. So soll es sein, und so wird es sein. Daher wünsche ich euch heute Abend wirkliche, gute Unterhaltung.«

Das Publikum applaudiert, begleitet von diversen Rufen wie »Jawoll!«, »Sauber!« und dem unvermeidlichen »Whooo!« Jeder Conférencier hätte jetzt mit einer leichten Verbeugung die Bühne verlassen. Nicht so Anna Reh.

»Und noch etwas!«

Mit diesen Worten nimmt sie einem Gast in der ersten Reihe das Smartphone aus der Hand, auf dem dieser soeben noch herumgetippt hat, wirft es mit einer beiläufigen Geste in einen Abfalleimer am Bühnenrand und sagt, während sie auf den errötenden Gast deutet:

»Morgen früh will ich deine Eltern sehen. Sie können sich dein Handy bei mir abholen.«

Gelächter und Beifall begleiten Anna Reh auf ihrem Weg zum Tresen, während einige Zuschauer rasch und leicht verschämt ihre Mobiltelefone ausschalten. Alle Blicke wandern nunmehr zur Bühne, die der ältere Herr mit gleichmäßigen Schritten betritt. Er setzt

sich an den Tisch und richtet das Mikrofon aus. Seine Stimme ist klar und eindringlich, ohne eine Spur von Aufgeregtheit:

Zweig

»Stefan Zweig: ›Ein Drängen ...‹

Ein Drängen ist in meinem Herz, ein Beben
Nach einem großen, segnenden Erleben
Nach einer Liebe, die die Seele weitet
Und jede fremde Regung niederstreitet.

Ich harre Tage, Stunden, lange Wochen,
Mein Herz bleibt stumm, die Worte ungesprochen,
In müde Lieder flüchtet sich mein Sehnen,
Und heiße Nächte trinken meine Tränen.«²⁹

Das Publikum erscheint zunächst etwas verduzt. Diese Worte wirken wie aus einer anderen Zeit. »Altbacken«, murt ein Zuschauer durch den Raum. So ist der zunächst zögernd einsetzende, eher wohlwollende Applaus verständlich und erklärbar. Kaum bemerkt hat sich Jakob Rother am zweiten Mikrofon aufgestellt. Blass ist er, ein wenig mager nach seinem Klinikaufenthalt. Sein Blick aber ist wach, er wechselt ruhig zwischen dem Manuskript, aus dem er zitiert, und den Reihen der Zuschauer hin und her.

»Das Leid, welches wohl einer tiefergründigen Anspannung und Gefühlswelt entspringt, eher als jene heitere und strahlende Daseinsform, bietet Zweig eine genügend große Bandbreite, das Leiden(-schaftliche) im Menschen – tiefenpsychologisch

durchtränkt – zu analysieren. Zweig verbindet Leidenschaft mit Leiden, dementsprechend müssen bei einem solchen leidenden Menschen die Nuancen der Gefühle größer sein als bei einem tätigen.«³⁰

Mit seinen letzten Worten setzt ein TripHop-Beat ein. Nichts hätte man an dieser Stelle weniger erwartet als den basslastigen, treibenden Rhythmus, den Lars Eckmann, der Jakob am Mikrofon ablöst, in seiner nun folgenden Performance aufnimmt:

»Ein Herz und eine Seele, scheele Blicke, jede fremde Regung
Sind uns unbekannt wie die studentische Bewegung, das geht
Niemals auf, stattdessen wieder nieder, aber
Keine Angst, das geht gleich wieder.

Abgesackt wie müde Lider

Glotzen wir auf Bilder (Photoshop!)

Wobei uns Klänge drängen,

Die uns in die Enge zwängen, fabelhaft!

Weil wir in einem Beben leben,

Ständig in die Mitte streben,

Kleben wir an diesem Leben, an dem wir uns

Überheblich überheben

Und nicht nur des Reimes wegen, Digga!

Tage, Stunden, Wochen

Sind gepanzert wie ein Stachelrochen

Hab' mich lang genug im Rampenlicht verkrochen.

Noch 'n Wort zum Abschied?

Hugh, ich hab' gesprochen!«

Stille im Raum. Verwirrte Blicke des Publikums, die zwischen Lars und dem älteren Herrn hin und her wandern. Dann, wie ein Aha-Erlebnis, das sich Bahn bricht, tosender Applaus – für Lars und mindestens ebenso für den Rezitator am Tisch.

Dieser lächelt in sich hinein und meint:

»Und das alles ohne ein einziges ›Ich, ähm ...‹ Chapeau, Lars!«
Gelächter.

Der ältere Herr fährt fort.

Zweig

»Stefan Zweig: ›Ein paar Verse ...‹

Ein paar Verse zum Erwachen,
Liebste, nimm in deinen Tag!
Eine Frohe froh zu machen,
Sei, was sie entschulden mag,

Dass sie sich so ernst bemühen
Und so voll bemessen sind,
Statt zu flammen, statt zu glühen,
Statt zu flackern wie ein Wind,

Statt dich brennend zu umfängen,
Bis du, Liebe, Herz und Hand,
Stirn und Lippen, Brust und Wangen
Loderst in beseeltem Brand.«³¹

Das Publikum ist angekommen. Es applaudiert dem älteren Herrn wie auch Jakob, der erneut seine Position auf der Bühne eingenommen hat. In die eingekehrte Ruhe hinein zitiert er:

»In solch einer kühlen und unpersönlichen Umgebung, wie es seine Familie und die Schule für ihn darstellten, bleibt für den Schüler Stefan Zweig nur noch die Flucht in ein persönliches Interessengebiet, wo er seine frühreife Intellektualität und jene aufgestaute Emotionalität abreagieren kann. Und dieses Gebiet ist die Kunst, die Wortkunst, die im Wien um die Jahrhundertwende alles überstrahlt.«³²

Wie aufs Stichwort steht Line Engelfeld auf dem Platz am Rand der Bühne. Mittlerweile ist das Publikum neugierig geworden, wie sie den Faden aufnehmen wird, und sie tut es mit ihrem ganz persönlichen Beitrag zur Wortkunst. In der entspannten Hektik, die nur sie auf diese Art beherrscht, sprudelt es aus ihr heraus:

»Man sitzt. Ich stehe. Warum? Weil's fair ist. Mein Text sitzt auch nicht. Noch lange nicht. Genau genommen steht er nicht mal. Er verändert sich – nein, streichen Sie das –, er wandelt sich. Wandeln, das klingt so aktiv. Dabei tut mein Text nichts. Rein gar nichts. ›Der tut nichts‹, galt für jeden Hund in meiner Kindheit. Binsenweisheit, sehr alt. Also ist mein Text ein Hund, als ich klein war. Diese Hunde hatten keine Läuse. Die hatten Flöhe. Schöner Konjunktiv. Flöhe. Umlautung des Präteritums, also Irrealis von ›fliehen‹. ›Läuse‹ hingegen ... Weder ist noch sind ›Läuse‹ irreal. Ein Satz, den man nicht korrekt schreiben kann. Genau wie ›Obst ist gesund und hat vier Buchstaben‹. Kann man nicht korrekt schreiben, deshalb rede ich ja bloß drüber.

So wie Hunde nicht lausig sind, sondern verlaust, hat ein Hund auch keinen Schwanz, sondern eine Rute. Da hat der große Routenplaner wohl gepennt. Okay, wer sagt's ihm? Das Unbelebte ist potentiell aktiver als das ebenso zu- wie bisweilen nervig Wuselnde. Wuseln und Wandeln als Lebenszweck. Sätze kurz halten. Wenn's denn überhaupt für welche reicht. Doch weh und ach: Zu spät ist's für hipste Ellipsen. Wer Konjunktive verwendet, der schreibt auch groß und klein. Nicht drauf eingehen, zumindest nicht geschäftsmäßig. Elliptisch verhipt respektive hip ellipsiert: wenn konjunktiv dann groß. Potzdonner! Welch Revolution der Rechtschreibung! Aber: lausig. Besser: zurück zum Wundeln und Waseln. Klingt wie reaktionär zentrierte traditionelle Randsportarten in Niederbayern. Und bis zu dem Augenblick, zu dem zudem ein Text sagen könnte: ›Parbleu! Ich stehe!‹, muss er sich erst mal setzen. Ich auch. Ist da noch frei? Danke.«

Donnernder Beifall erfüllt das Café. Line quittiert ihn mit einem formvollendeten Knicks zum Publikum und einer tiefen Verbeugung gegenüber dem älteren Herrn. Gerade will Jakob zu einem weiteren Zitat aus dem Manuskript ansetzen, als sein Blick auf den von Rike Herzog trifft, die sich auf eines der Sofas gezwängt hat. Jakob will weitersprechen, scheint aber in diesem Augenblick nicht nur die passende Seite, sondern generell den Faden verloren zu haben. Wie ein erfahrener Schauspieler, der spürt, dass sein Spielpartner kurz vor einem Texthänger oder Blackout steht, rettet der ältere Herr die Situation, indem er gelassen rezitiert:

Zweig

»Stefan Zweig: ›Neue Fülle‹

O welch Glüh'n in fremde Hülle

Da mein Mund an deinem hing!

Doch schon fühlt' ich neue Fülle,

Als ich heimwärts von dir ging.

Und so schenkt' ich mich der Ferne,

All die Sehnsucht sank in sie,

Und mein Herz und Nacht und Sterne

Rauschten gleiche Melodie.«³³

Während das Publikum Beifall spendet, schickt Jakob dem älteren Herrn ein dankbares Lächeln hinüber. Nicht nur hat er die Seite in seinem Manuskript wiedergefunden, nein: Er hat sich selbst wiedergefunden.

*

Selten hat das Café Fräulein Reh einen solchen Abend gesehen. Das Bühnenprogramm hat sich über nahezu drei Stunden erstreckt, Zugaben sind lautstark gefordert und auch gegeben worden. Die Gespräche nach der literarischen Soiree oder auch dem Poetry Slam – wen schert jetzt noch die Terminologie? – sind enthusiastisch, bisweilen kontrovers und dabei hoch produktiv gewesen. Und ja, auch das Thekenpersonal hat einen neuen Umsatzrekord verbuchen können. Zufriedenheit herrscht auf allen Seiten, Neugier und

Vorfreude auf vergleichbare Events. An erster Stelle aber steht eine Erkenntnis, die der ältere Herr auf den Punkt gebracht hat. In dem Moment, als sich alle Beteiligten ein letztes Mal vor dem Publikum verneigen, ist er ans Mikrofon getreten, als Einziger weder zerzaust noch verschwitzt, aber bei aller unbestreitbaren Eleganz doch merklich bewegt, und hat gesagt:

»Wir sind alle nur Menschen. Wir sind alle Menschen.«

Jakob hat das Gefühl, dass dieser Satz niemand anderem als ihm selbst gegolten hat, und so tritt er, ein Weinglas in der Hand und in Rikes Begleitung, an den älteren Herrn heran, der an der Eingangstür seinen Mantel überstreift. In der geöffneten Tür des Cafés legt er ihm die Hand auf den Arm:

»Ich möchte mich bei Ihnen bedanken. Für alles. Wirklich, herzlichen Dank.«

»Ich danke Ihnen, mein lieber junger Freund.« Der Klang seiner Worte befindet sich in perfekter Harmonie mit der Ruhe und Ausgeglichenheit, die in der Atmosphäre des späten Abends mitschwingen. »Es gibt nur eines, was ich noch gern von Ihnen wüsste. Und ich weiß nicht, ob die Frage Ihnen nach wie vor unangenehm ist.«

»Ich weiß, was Sie meinen.« Jakobs Lächeln ist schmal und eben deshalb ehrlich.

»Nun?«

»Ich habe verstanden. Ja, ich habe verstanden.« Jakob greift in seine Jackentasche und holt ein Smartphone heraus. Mit der Eingabe der vierstelligen PIN schaltet er es ein und hält es dem älteren

Herrn unaufdringlich vor die Augen. Auf dem Display erscheint das Wort

Mensch

Der ältere Herr ergreift sanft Jakobs Unterarme, die einzige Andeutung einer Umarmung, die einem wahren Gentleman möglich ist.

»Ich wünsche Ihnen alles Gute, mein Freund.«

»Sehen wir uns morgen?«, fragt ihn Jakob, während er den linken Arm um Rikes Schulter legt.

Im Gehen dreht sich der ältere Herr noch einmal um und lässt einen anderen die Worte finden, mit denen er sich von Jakob verabschiedet:

Zweig

»Längst ist kein Lichterglanz mehr wach;
Im Nebelmeer versunken
Sind Turm und Häuser, Dach für Dach.
Nur wir allein zieh'n sehnsuchtstrunken
Dem gold'nen Venussterne nach.

Der führt uns dunklen Wegen zu
In zärtlichem Begleiten.
Das Herz blüht auf von Glück und Ruh.
Das Ziel, dahin wir selig schreiten,
Wir ahnen's beide, ich und Du.«³⁴

Der ältere Herr wendet sich um und verschwindet hinter einer Ecke der nächtlichen Straße, während sich die Tür des Cafés Fräulein Reh geräuschlos schließt.

*

Die Papiere auf dem Schreibtisch sind wohlgeordnet und vollständig in säuberlich beschrifteten Aktenordnern verstaut. Weder die Standby-Leuchte des Fernsehers noch die Betriebsanzeigen des Herdes und Kühlschranks sind aktiv. Die Wohnung ist kalt, die Heizung längst abschaltet. Die Fenster sind sorgsam geschlossen. Im Flur stehen zwei gepackte Koffer sowie eine lederne Umhängetasche, alles gewiss nicht mehr neu, aber bestens gepflegt.

In wenigen Minuten wird er den Wohnungsschlüssel gemeinsam mit einigen wichtigen Zeilen gemäß der Absprache in den Briefkasten seines Vermieters werfen. Das vorab bestellte Taxi ist pünktlich eingetroffen und steht vor dem Haus. Der Fahrer wartet am Kofferraum, bereit, die Gepäckstücke seines Fahrgastes zu verstauen.

Nachdem er auf dem Rücksitz Platz genommen und sich angeschnallt hat, öffnet der elegante ältere Herr die Ledertasche und entnimmt ihr zwei Dinge, die er gleichzeitig konzentriert und versonnen betrachtet.

Das eine ist ein schmales, leicht abgegriffenes Büchlein mit dem Titel »Die Welle, die uns trägt«.

Das andere ist ein Flugticket, gekauft bereits vor Monaten. Der ältere Herr lehnt sich in seinem Sitz zurück und schließt für einen Moment die Augen, um sich zu entspannen.

Er wird gewiss anstrengend werden, der Flug nach Südamerika.

- 29 Zweig, Stefan: »Ein Drängen ...« In: Zweig: Silberne Saiten. S. 45
30 Rassmann. S. 23
31 Zweig, Stefan: »Ein paar Verse ...« In: Zweig: Silberne Saiten.
S. 165
32 Rassmann. S. 12 f
33 Zweig, Stefan: »Neue Fülle«. In: Zweig: Silberne Saiten. S. 107
34 Zweig Stefan: »Nach Hause«. In: Zweig: Silberne Saiten. S. 66

Es gibt viele Möglichkeiten, sich der Wirkung Stefan Zweigs auszusetzen. Man kann sich an den Worten berauschen in »Tersites«, die den Charakter wahrer Helden preisen: »Seid Ihr denn Menschen? Menschenfelle seid Ihr, Hände, hart wie Kieselsteine. Die Ihr doch kein Weinen kennt ...«¹. Der nervöse junge Zweig der Wiener Moderne zwischen den Polen des Schmerzes, der Einsamkeit und der Erfüllung. Er befindet sich früh schon auf der Suche nach mehr Menschlichkeit, da er geprägt ist durch die Wirrnisse seiner Epoche.

Stefan Zweig. Niemand würde ihn heute mehr lesen, wäre er nicht damals bereits einem humanistischen Gedanken gefolgt. Sehr viel spricht dafür, dass die ungebrochene Aufmerksamkeit für einen Stefan Zweig, ihr Mehrwert, in etwas Besonderem liegt: Er hat die Aktualität einer »Zwischenzeit« bereits in seinem literarischen Frühwerk thematisiert. Diese frühen Werke behandeln wir hier.

»Tersites« und »Silberne Saiten« sprechen die Bedeutung der Zwischenzeit an. Einer Zeit im Umbruch, die dann später nicht mehr die Wiener Moderne ist, aber auch noch nicht die neue, erst kommende und kaum geahnte Ordnung. In der Literatur der Wiener Moderne der ersten Jahre des vergangenen Jahrhunderts tauchen bereits die Probleme und Fragen der Situation des NICHT-MEHR und NOCH-NICHT im Sinne einer Übergangszeit auf.

Nennen wir diese Formel dafür »Der Einbruch der Zeit in das Spiel«.

Die Zeit ist hier nichts anderes als die geschichtliche Wirklichkeit. Und wenn Stefan Zweig bis heute aktuell ist, dann liegt das auch daran, dass unsere Zeit wieder – oder immer noch – eine Zwischenzeit, eine Zeit des Umbruchs ist. Eine Zeit, in der sich die Welt in eine »Terra incognita verwandelt«², wie es der Soziologe Zygmunt Bauman, der auch den Begriff der flüssigen Moderne prägte, heute ausdrückt.

Der Wandel von Kunst, Religion, Recht, Wissenschaft, Politik, Macht, Identität und Sexualität führt in den Bezugsrahmen der »Liquid Modernity« (Bauman), einer flüssigen oder verflüssigten Moderne. Der Mensch als liquide Identität in liquiden Städten, ohne dass uns irgendeine Vergangenheit auf diesen Zustand vorbereitend zur Seite steht. Wien. Berlin. Und Stefan Zweig hat diesen Zustand mit »Tersites« (1907) bereits vor 110 Jahren auf die Bühne gebracht.

Wir lesen die Bücher und spielen die Theaterstücke immer noch, weil ihre Figuren in eine Gegenwart aufbrechen, in der wir bis heute leben. Ihr Mehrwert wirkt.

Fräulein Reh blickt heute in ihrem Café in der Dresdener Straße in Berlin auf Gäste aus einer sozial völlig bunten Welt. Amerikaner, Österreicher. Studenten, Hausfrauen, Drogenabhängige, Flüchtlinge laufen geschäftig auf dem grauen Bürgersteig vor dem Café. Drinnen leuchten türkise Lampions aus Krepp-Papier in den Fenstern. Unser aller Verwurzelung in den begrenzten Kreisen des bürgerlichen Lebens, seinen Genüssen und Begierden, aber stets mit dem Element des Fließenden, das ist es, wofür wir leben.

Stefan Zweig steht am Anfang der Wiener Moderne. In ihr wirken Kräfte der Nervosität, des Wandels, des Humanismus wie die des verflüssigten Neuen, deren Ausdruck Welthandel und Kapitalismus sind. Stefan Zweigs große Kunst besteht darin, den Riss im Stoff der Wiener Moderne genau erfasst zu haben.

Wir müssen nur seine frühen Werke wachküssen.

1 Stefan Zweig: »Tersites«, S. 38
2 FSZ, 17.04.2016

Der Berliner Jungliterat Jakob Rother befindet sich im freien Fall. In der Atmosphäre des Cafés »Fräulein Reh«, dem Biotop einer hitzigen, grell-kreativen Szene, schreibt und diskutiert er gegen die Einsamkeit des ständig vernetzten modernen Menschen. Eine Häufung von zufälligen literarischen und menschlichen Begegnungen bringt ihm Stefan Zweigs Frühwerke »Tersites« und »Silberne Saiten« nahe, in denen seine Zweifel und auch Hoffnungen erstaunlich genau und hilfreich in Worte gefasst werden. Er erkennt, dass die Gegenwart im Grunde nur ein Update ist der Wiener Moderne mit ihren Zweifeln, Leidenschaften und Idealen, deren Konflikte doch so alt sind. Da heißt es verstummen – oder kämpfen.



9 783943 213171